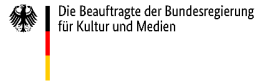


Deutsches kulturelles Erbe und seine Rezeption

Am Beispiel von Georgien, Lettland, Polen, Russland, Serbien, der Tschechischen Republik und Ungarn

Ausgewählte Beiträge im Nachgang der Sommerakademie 2017 (20.08.-26.08.2017)

Gefördert von:



Ein Projekt der:



Bildnachweise: Sibylle Badstübner-Gröger (© Deutsche Gesellschaft e. V.), Familie Mayer und Konstantin Mayer (© Valeria Mayer), Teilnehmerinnen der Sommerakademie 2017 (© Deutsche Gesellschaft e. V.)

Inhalt

Martina Azaševac

Die Lebensgeschichte eines Donauschwaben aus Batsch 5

Tamar Giorgobiani

Deutsches Kulturerbe in der Hauptstadt Georgiens – Neu-Tiflis 10

Maja Kwiecińska

Der Umgang mit der Breslauer Moderne – Breslauer Siedlungen der 1920er Jahre 15

Camilla Lopez

Der zentrale Erinnerungsort des Zweiten Weltkriegs in Wolgograd – die Beziehung einer deutschstämmigen Familie zu ihrer „Mutter Heimat“ 21

Daliborka Maldaner

Der Einfluss der Brüder Grimm auf die Visualisierung der serbischen und südosteuropäischen Literatur 34

Inés Noé

**„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“
Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit** 38

Laura Okdaldere

Kulturelle Tätigkeiten der Deutschbalten in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts in Lettland 46

Gabriella Orosz

Aus der Geschichte der Deutschen von Sajószentpéter 51

Oksana Schakleina

Deutsches kulturelles Erbe und seine Rezeption in Jaroslavl. Auf der Spurensuche 57

Leticja Szijarto

Wandlungen ungarndeutscher Identität in Ratka, Karlsdorf und Trautsondorf 60

Monika Traubová

Die Farbenlehre Johann Wolfgang von Goethes in der tschechischen Wahrnehmung 67

Kurzbiografien 71

Martina Azaševac

Die Lebensgeschichte eines Donauschwaben aus Batsch



Batsch ist eine kleine Stadt in der Provinz Wojwodina, Serbien, wo meine Familie herkommt und wo neben Serben viele verschiedene Nationen jahrhundertlang zusammenlebten: Deutsche, Ungarn, Slowaken, Kroaten, Russinen usw. In diesem Essay möchte ich eine Lebensgeschichte aus Wojwodina vor, während und nach dem 2. Weltkrieg vorstellen – die Lebensgeschichte meines Urgroßvaters Lorenz Bertran. Warum genau dieses persönliche Thema? Weil das eine Geschichte aus meiner Familie ist, die ich von Kindesbeinen an von verschiedenen Familienmitgliedern gehört habe und weil jedes einzelne menschliche Schicksal die Geschichte widerspiegelt und bestätigt.

Meine Vorfahren mütterlicherseits, so wie viele deutsche Familien, wurden im 18. Jahrhundert planmäßig durch die Habsburger Monarchie aus Schwaben in das Gebiet der Donau in Wojwodina (Batschka, Banat und Syrmien) umgesiedelt. Daher heißen sie Donauschwaben. Sie wurden hauptsächlich aus politischen Gründen angesiedelt: Die Verteidigung der k.u.k. Monarchie gegen die Türken einerseits und die Bearbeitung des Sumpfgeländes im Gebiet des ehemaligen Panonischen Meeres, seine Bebauung und dadurch Versorgung Europas mit Nahrung andererseits (MILEVIĆ).



Zuerst möchte ich meinen Urgroßvater als Person vorstellen, mit seinen Eigenschaften, die ihm geholfen haben, später im Krieg moralisch sauber zu bleiben. Er hieß Lorenz Bertran und wurde 1915, zur Zeit des Königreichs Serbien, in Batsch geboren. Auf dem ersten Foto war er bei der Armee des Königreichs Jugoslawien. Ein Jahr nach der Armee, 1936, heiratete

er Erzsébet / Elisabeth, die zur Hälfte ungarisch, zur Hälfte schwäbisch war. Das zweite Foto ist von ihrer Hochzeit. Sie hatten einen Sohn Anton.¹

Lorenz war, so die Erzählungen, groß, stark und der Chef im Haus. Er schloss eine Lehre als Maschinenschlosser in Batschka Palanka ab. Er konnte auch viele Sprachen: Schwäbisch, Ungarisch, Slowakisch, Serbisch, Romani. Aber keine dieser Sprachen konnte er völlig richtig sprechen und schreiben, deswegen gab es mit ihm immer wieder lustige Situationen. In seiner Jugend sei er ein Schelm gewesen und zusammen mit seinen Kumpeln habe er Leuten aus Batsch Streiche gespielt, sogar der Polizei. Als sie z. B. einmal einen Mann necken wollten, hätten sie angeblich in der Nacht seinen Landwagen abgebaut, die Teile ganz leise auf sein Dach gebracht und wieder zusammengestellt, sodass keiner bis zum Morgen etwas bemerkte.



Im Krieg

Im Jahr 1941, als der 2. Weltkrieg in unseren Gebieten anfang, war Lorenz als Reservist beim Militär des Königreichs Jugoslawien. Er wurde als serbischer Soldat verhaftet aber als Deutscher hatte er wählen können, entweder an die Wehrmacht überführt oder erschossen zu werden (STRAUß-GLEICH 2012:11).

Seiner Erzählung nach bekam er dann einen LKW, weil er Maschinenschlosser war und wurde beauftragt, alles zu reparieren, was beim Heer kaputtging – Panzer usw. Er fuhr dann mit seinem LKW und noch einem Offizier dem Heer hinterher in Richtung Ostfront. Das Heer plünderte unterwegs Häuser und Geschäfte, sie nahmen Brot, Mehl, Zucker, Wein und alles, was sie fanden. So lagerte Lorenz volle Säcke mit Lebensmitteln in seinem LKW. Unterwegs stießen sie auf Konzentrationslager und dort warf er nach eigener Erzählung heimlich diese Lebensmittel aus seinem Lkw über die Zäune, um den Lagerhäftlingen zu helfen. Hätten seine Übergeordneten davon gewusst, wäre er ohne Zweifel erschossen worden.

Die Flucht vor dem Krieg

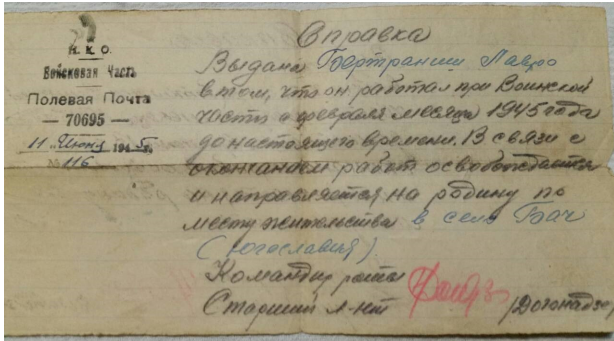
Als er in der Wehrmacht landete, konnte er es nicht vermeiden, eine Soldatenhalskette zu bekommen. Das war eine starke und kurze Kette, die man weder brechen noch über den Kopf ziehen konnte. Und immer wenn er an einem Brunnen war, rieb er diese Kette an der gleichen Stelle, bis sie endlich riss. Dann warf er diese Kette in den Brunnen. Er vernichtete alle seine Soldatenkennzeichen, damit keiner beweisen konnte, dass er jemals ein Teil der NS-Maschinerie war.

Als sie in irgendein verlassenes Haus kamen, nahm er Zivilkleidung an sich und hatte sie immer bei sich im Lkw, um sich in einem günstigen Moment umziehen zu können und dem NS- Regime zu entfliehen. Als er und ein Offizier an der Ostfront ankamen und einen Fluss

¹ Von seiner Frau, meiner Oma Marija, habe ich über das Leben meines Urgroßvaters erfahren. Dieses und die weiteren Fotos stammen aus dem Privatarchiv meiner Familie.

überqueren sollten, sahen sie eine Menge Leichen im Wasser. Die beiden wollten solch ein Schicksal nicht teilen und sie trennten sich an diesem Punkt. Beide desertierten.

Lorenz verließ seinen LKW und flüchtete. Gegen Ende des Krieges war er auf der russischen Seite und arbeitete für die Rote Armee, vermutlich als Maschinenschlosser. Wie



es auf dem Dokument geschrieben steht, wurde er einen Monat nach der Befreiung Serbiens durch die Russen (15. Mai 1945) aus dem Dienst entlassen und nach Hause geschickt. All das sei ihm gelungen, weil er Sprachen konnte. Er kam dank des Slowakischen und Serbischen auch mit dem Russischen zurecht.

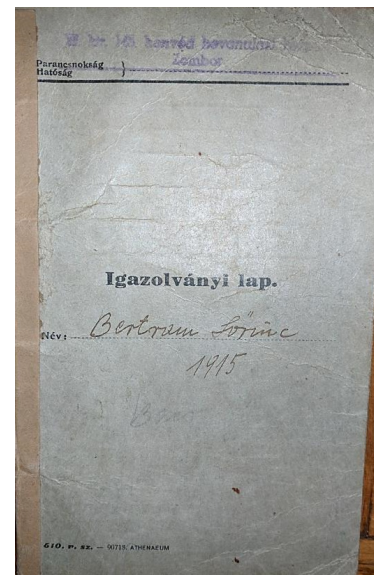
Er war ja, neben vielen anderen Soldaten, ein Deserteur der Wehrmacht.

Neben dem Wunsch, das eigene Leben zu retten, sei ein Grund zur Desertion der gewesen, sich von Morden und Gräueltaten in der Zeit des Nationalsozialismus fernzuhalten. Bis zum heutigen Tag wird scharf darüber diskutiert, ob Deserteure Helden oder Vaterlandsverräter sind. Ungeachtet dessen befinden sich in vielen Städten Deutschlands Deserteur-Denkmäler, wie das in Potsdam.

Änderung der Identität

Noch zu Beginn des Kriegs in Serbien verließen viele deutsche Familien Wojwodina. Der größte Teil von jenen, die blieben, wurde zum Ende des Kriegs im Rahmen des antifaschistischen Kampfes enteignet, entrechtet und in Vernichtungslager inhaftiert. Das größte Lager war in Gakowa im Nordwesten Wojwodinas, wo auch Lorenz' Mutter und weitere Verwandte inhaftiert wurden. Obwohl die meisten dieser Leute Bauern und Handwerker waren, wurden sie von Titos Regime und den Partisanen als Feinde betrachtet (LAHR 2012:7).

Ein Ausweg, den Leute wählten, die sich wie Lorenz in Mischehen befanden, war die Änderung der Identität. Mein Uropa war Deutscher aber seine Frau war väterlicherseits Ungarin. So übernahm er ihre Nationalität, d. h. er gab sich vom Ende des Kriegs an als Ungar aus. Auf dem Foto sieht man seinen ungarischen Personalausweis. Nachdem Lorenz die ungarische Identität angenommen hatte, konnte seine Familie ruhig in Wojwodina weiterleben, nur durften sie kein Deutsch mehr sprechen. Es gab keine deutschen Schulen mehr, und mein Opa Anton, Lorenz' Sohn, ging jetzt in eine ungarische Schule.

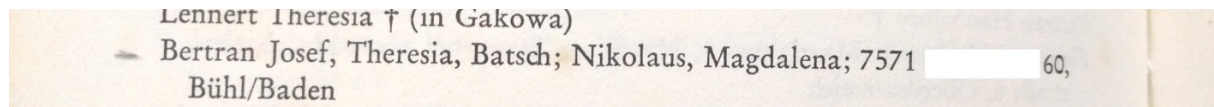


Vor dem Krieg gab es in Wojwodina eine halbe Million Deutsche und nach der Aussiedlung waren etwa 200.000 geblieben. Davon wurden 170.000 in den Partisanenlagern inhaftiert. Die Lager waren bis zu 3 Jahren nach dem Kriegsende in Betrieb. Nach der Volkszählung 1948 gab es in Wojwodina etwa 50.000 Deutsche, aber die Zahl der Ungarn war viel höher als erwartet. (STRAUß-GLEICH 2012:12-13).

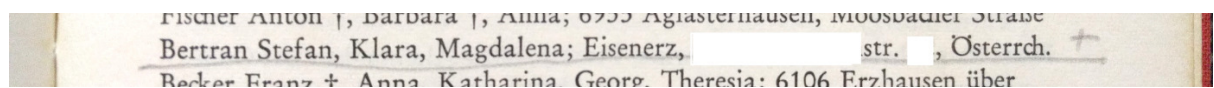
Die drei Brüder

Es gab jeweils acht Jahre Abstand zwischen den drei Brüdern Bertran, also 16 zwischen dem ältesten Bruder und Lorenz, dem jüngsten. Alle drei lebten in Batsch, hatten eigene Häuser und eigene Familien.

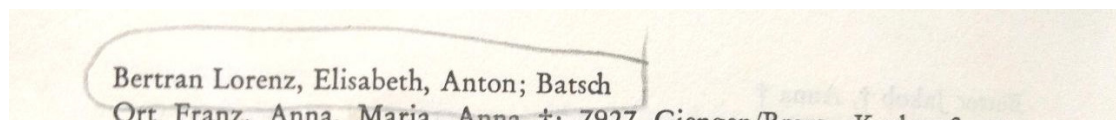
Der älteste Bruder Josef war „eigensinnig“, er war im Kulturbund und Mitglied der SS. Seine zwei Söhne gingen als Freiwillige in den Krieg, und er war stolz darauf, obwohl sie beide an der Ostfront umkamen. Er ging mit seiner Familie als „schwarzer Schwabe“ (wegen der schwarzen Uniform) legal nach Deutschland und wurde entschädigt. Für all das, was er in Batsch zurückgelassen hatte und was nationalisiert wurde, bekam er Geld. Der Mittlere, Stefan, hielt sich, was den Krieg betrifft, zurück, er war neutral. Stefans Familie ging schon zu Kriegsbeginn in einem Flüchtlingstreck von Batsch in Richtung Nord-Westen (LAHR 2012:7). Sie machten auf halben Weg, in Österreich, Halt, um ein neues Leben zu beginnen. Lorenz dachte anders als seine Brüder. Er war jünger und geselliger, er war mit allen Nationen in Batsch befreundet und hatte keine Angst, dort zu bleiben. Schon seine Frau war zur Hälfte Ungarin, während die älteren Brüder Deutsche als Frauen hatten.



Lennert Theresia † (in Gakowa)
— Bertran Josef, Theresia, Batsch; Nikolaus, Magdalena; 7571 [redacted] 60,
Bühl/Baden



Fischer Anton †, Barbara †, Anna; 6755 Aglasternhausen, Moosbadler Straße
Bertran Stefan, Klara, Magdalena; Eisenerz, [redacted] str., Österrch.
Becker Franz † Anna Katharina, Georg, Theresia; 6106 Erzhausen über



Bertran Lorenz, Elisabeth, Anton; Batsch
Ort Franz, Anna, Maria, Anna; 7927 Giesing, B...

Ausschnitte aus BLASKOWITZ (1965:88-110)²

Zu den so drastischen Meinungsunterschieden innerhalb einer Familie kam es einerseits wegen Generationsunterschieden und andererseits, weil der Zeitpunkt einfach so war, dass man keine Zeit zum Nachdenken oder zum Besprechen individueller Ansichten hatte. Lorenz' Familie ist ein Beispiel dafür, wie es zu den so unterschiedlichen Schicksalen innerhalb einer Familie kommen kann. Selbst sein Schicksal ist ein gutes Beispiel dafür, wie unvorhersehbar das Leben ist und was man alles machen, durchstehen oder akzeptieren muss, wenn man seine Heimat und ein ruhiges Gewissen behalten will.

Literaturverzeichnis

BLASKOWITZ, STEFAN (1965): *Batsch. Geschichte einer tausendjährigen Stadt in der Batschka*. Freilassing/Bayern.

² In dem Textabschnitt *Wo leben die Batscher heute?* sind die Namen aller Schwaben aufgelistet, die im Jahr 1944 kurz vor der Auswanderung in Batsch lebten. Dort findet man auch ihre Namen und u. a. ihre neue Adresse in Deutschland oder im Ausland.

Deutsche Friedensgesellschaft – Vereinigte KriegsdienstgegnerInnen: http://www.dfg-vk-darmstadt.de/Lexikon_Auflage_2/Deserteure.htm (05.10.2017).

MILEVIĆ, JOVAN: *Nemci u Vojvodini od doseljavanja do progona* [Deutsche in Woiwodina von der Ansiedlung bis zur Vertreibung]:

<https://sites.google.com/site/nemciuvojvodinipodunavskevabe/nemci-u-vojvodini-od-doselavana-do-progona> (01.10.2017).

ROBERT LAHR (Hrsg.) (2012): *Unsr Mottrsprach. Leksikon izraza podunavskih Švaba* [Lexikon der Ausdrücke der Donauschwaben]. Eggenfelden, S. 5-12.

STRAUß- GLEICH, GUDRUN (2012): *Podunavske Švabe. Kratak rezime njihovog puta kroz vekove* [Donauschwaben. Kurzes Resümee ihres Wegs durch Jahrhunderte]. Reutlingen.

Uništenje Nemačke manjine u Jugoslaviji - genocid ili ne? [Vernichtung der deutschen Minderheit in Jugoslawien – Genozid oder nicht?]:

<https://sites.google.com/site/nemciuvojvodinipodunavskevabe/unistenje-nemacke-manjine-u-jugoslaviji---genocid-ili-ne> (08.10.2017).

Mündliche Quellen

Azaševac Bertran Valerija

Bertran Marija

Bertran Viktor

Tamar Giorgobiani

Deutsches Kulturerbe in der Hauptstadt Georgiens – Neu-Tiflis

In der Nähe meiner Wohnung in Tiflis gibt es einen Platz, den alle kennen. Der Platz trägt den Namen Saarbrückens. Ich frage mich wie viele Bürger von Tiflis wissen, dass es weit weg von hier, in Saarbrücken – der Hauptstadt des Bundeslandes Saarland – den Tbilisser Platz gibt. Die Partnerschaft der zwei Städte ist im Jahre 1975 unterschrieben worden und hatte am Anfang einen kulturellen Zweck.¹ Die Suche nach den Überschneidungen der deutschen und georgischen Kultur führt tief in die Geschichte.

Obwohl vor dem 18. Jahrhundert gemeinsame Berührungspunkte in der Geschichte der zwei Länder zu finden sind, spielt die Mitte des 18. Jahrhunderts die entscheidende Rolle. Genau damals haben die deutschen Siedlerinnen und Siedler eine neue Seite in der gemeinsamen Geschichte aufgeschlagen. Diese hat ihren Ursprung bei der Entscheidung des Russischen Reichs für eine eigene wirtschaftliche Entwicklung im Hinblick auf die Einwanderung der Deutschen. Russland und Deutschland waren auch durch Dynastien miteinander verbunden: Dass Katharina die Große ursprünglich eine Deutsche war, ist gut bekannt, ihr Enkelkind Katharina Pawlowna heiratete König Wilhelm den Ersten und wurde hiermit Königin von Württemberg. Die Bürgerinnen und Bürger von Württemberg litten damals unter Plünderungen, der Napoleonischen Besatzung und hohen Steuern, die Evangelischen unter religiöser Intoleranz. Deswegen entschied ein Teil der württembergischen Bevölkerung, das Angebot des Russischen Reiches anzunehmen und dorthin überzusiedeln (TATARASCHWILI / GWINERIA 2017:10).

Aber wie kam es dazu, dass die württembergischen Schwaben ihre Siedlungen auch in Georgien aufbauten? Die Antwort ist damit verbunden, dass nach dem 18. Jahrhundert Georgien seine Unabhängigkeit verlor und ein Teil des Russischen Reiches wurde. Aus diesem Grunde galt das Angebot zur Aussiedlung auch für die georgischen Territorien. Im Jahre 1817 kam die erste Gruppe der Württemberger in Tiflis an. Diese Ankunft feiert in diesem Jahr ihr 200. Jubiläum. Zuerst wurden 31 Familien (insgesamt 181 Personen) in der Nähe von Sartitschala untergebracht und die Regierung von Tiflis ließ Soldaten für die Neuangekommenen Häuser bauen. Bald, nach nur einem Jahr, fanden die Deutschen neue Wohnorte und gründeten dort neue Siedlungen. Die deutschen Siedlerinnen und Siedler bekamen gewisse Privilegien: staatliche Hilfe, Befreiung von Schulden und weniger Steuern. Für die deutschen Kolonistinnen und Kolonisten wurde auch Weizen gesammelt. In der Landvergabe waren sie auch privilegiert und bekamen viel mehr Platz als die Vertreter anderer Nationen (GELASCHWILI 2010:13).

Mariensfeld, das die Württemberger Kolonistinnen und Kolonisten 1817 in der Nähe von Satriutschala gründeten, war die allererste Siedlung der Deutschen im Südkaukasus. Bald folgten andere Neusiedlungen, wie u. a. Neu-Tiflis (1818), Alexandersdorf (1818), Katharinenfeld (1818) und Elisabeththal (1818). Die zwei ersten Orte – Neu-Tiflis und Alexandersdorf waren damals Dörfer außerhalb der Stadt. Heute sind sie untrennbare Teile der Altstadt. Mit den deutschen Kolonistinnen und Kolonisten in Tiflis sind noch andere, ganz interessante Tatsachen verbunden: Die Schwaben brachten Kartoffeln und Bier mit, mit denen die Bevölkerung der Hauptstadt bisher nicht vertraut war. Bier wurde damals nur in den Bergen

¹ Vgl. <http://www.dgg-saar.de/de/staedtepartnerschaft-saarbruecken-tiflis.html> (22.10.2017).

gebraut und das Getränk konnte nicht unverdorben in die Städte geliefert werden. In Tiflis unterhielt beispielsweise der berühmte Unternehmer Jakob Wetzel eine Bierfabrik und braute ein eigenes Bier, das Wetzel-Bier. Die Fabrik wurde der Familie Wetzel leider in der Sowjetzeit weggenommen und später geschlossen. Der einzige Beweis für die Existenz der Fabrik ist heute eine alte Bierflasche, die man im Museum der Geschichte in Tiflis besichtigen kann. Familie Wetzel war besonders für ihr Hotel „Wetzel“ bekannt, das zum besten Hotel auf der linken Seite des Flusses Kura (Mtkvari) ernannt wurde (KHOSHTARIA 2017).

Zu Beginn der Einwanderung der Schwaben gab es in deren Siedlungen eine Selbstverwaltung. Deutsch war Amts- und Schulsprache. Die Deutschen beschäftigten sich mit Brauwesen, Kartoffelanbau, Viehzucht, Handwerk, Handel und Weinbau. Konkrete Beispiele der Tätigkeiten der deutschen Siedlerinnen und Siedler gibt es viele: Aus dem Weinbau, den sie von den Georgiern geschickt erlernten und übernahmen, ging ein Wein hervor, der ziemlich bekannt wurde. Wein hieß *Schala* und wurde exportiert. Entwickelt wurde auch die Pharmazie und bald hatten die deutschen Einsiedlerinnen und Einsiedler das Monopol in diesem Bereich. Die bekannteste Apotheke in Tiflis gehörte Georg Julius Johann Eugen Semmel. Es gibt aber auch eine alte Apotheke des deutschen Arztes Hôten, die man noch heute in ihrer alten Form sehen kann. In den 60er-Jahren nahm das Unternehmen *Siemens und Halske* in Tiflis seinen Betrieb auf. Einer der Brüder Siemens wohnte auch einige Zeit in Tiflis. Wichtig war darüber hinaus, dass die deutschen Siedlerinnen und Siedler in Georgien mit dem Bau von Elektrizitätswerken im späten 19. Jahrhundert einen großen Beitrag zur Infrastruktur des Landes leisteten.

Nachdem Georgien 1921 eine Sowjetrepublik geworden war, begann sich auch die Lage der deutschen Aussiedlerinnen und Aussiedler zu verschlechtern. Deutsche Schulen wurden eingeschränkt. Viele Deutsche wurden als „Kulaken“ (reiche Bauer) in der Zeit der Kollektivierung der Landwirtschaft nach Sibirien deportiert (1929-1930). Evangelisch-lutherische Kirchen, die bisher nicht von Diskriminierung betroffen waren, wurden unter sowjetischer Herrschaft völlig geschlossen. Die georgische Kultur hatte sich vorher gegenüber verschiedenen Religionen tolerant verhalten.

Während des Zweiten Weltkrieges, zu Stalins Zeiten, wurden Deutsche aus der ganzen Sowjetunion nach Sibirien oder an andere Orte deportiert. Aus Georgien wurden 46.356 Deutsche nach Kasachstan und Nowosibirsk zwangsausgesiedelt (POHL 2015:10). Deutsche Kriegsgefangene mussten auch in Tiflis Zwangsarbeit leisten. Einige Zwangsarbeiter blieben danach in Georgien und ihre Nachfahren leben noch immer hier. Unter Chruschtschows Zeiten kehrten viele deportierte Deutsche zurück und gründeten in Georgien eine neue Siedlung namens Neu-Botanika. Außerdem begannen die Zurückgekehrten eine deutschsprachige Zeitung herauszugeben und die deutsche Sprache wurde wieder in den Schulen eingeführt. Deutsch ist auch heute eine beliebte Fremdsprache in Georgien. Sie steht nach dem Englischen auf dem 2. Platz. Wie man der Statistik entnehmen kann, sprechen ungefähr 685.000 Georgier Deutsch (TATARASCHWILI/GWINERIA 2017:12-13).

Die Deutschen in Georgien geben bis heute die deutschsprachige Zeitung *Kaukasische Post* heraus, deren Gründung im Jahre 1906 mit Kurt Kurzbach verbunden war. Außerdem gründeten sie 1991 den eigenen Verein *Einung*.² Außerdem ist der *Verein zur Bewahrung deutschen Kulturguts im Südkaukasus* für den Schutz und die Erforschung des deutschen Kulturerbes in Georgien zuständig. Die deutsch-georgischen Beziehungen in den Jahren

² Vgl. <http://einung.org.ge/sample-page/> (22.10.2017).

1918-1921 sind auch erwähnenswert. Deutschland war nämlich der Staat, der damals die georgische Unabhängigkeit faktisch unterstützte und anerkannte (ASTAMADZE 2017). Außerdem erkannte Deutschland im Jahre 1991, als erster Staat der Welt, die georgische Unabhängigkeit nach dem Zerfall der Sowjetunion an.

Ganz am Anfang habe ich den Saarbrückener Platz erwähnt. Er bildet den Anfang einer Fußgängerzone, mit einem für Georgien seltsamen Namen, Neu-Tiflis. Neu-Tiflis ist für mich mit Emotionen verbunden, die man für einen Ort empfindet, an dem man viel Zeit verbracht hat. Die Ungewöhnlichkeit und Schönheit der dort stehenden Gebäude habe ich seit meiner Kindheit bewundert. Erst später, als ich herausfand, dass dieses Stadtviertel von deutschen Kolonistinnen und Kolonisten erbaut wurde, erwachte mein Interesse für Neu-Tiflis. Die alte deutsche Siedlung spielt eine sehr wichtige Rolle im architektonischen Bild der Hauptstadt.

Neu-Tiflis, das im Jahre 1818 gegründet wurde, entspricht der ehemaligen deutschen Siedlung. Auf Karten der Hauptstadt von 1845 wurde Neu-Tiflis mit einem russischen Namen – Nemetskaya Kolonia (die deutsche Kolonie) – bezeichnet. Wie ich bereits erwähnt habe, gehörte Neu-Tiflis am Anfang nicht zur Stadt, sondern wurde erst nach seiner Gründung 1862 ein Teil der Hauptstadt. Die *Kaukasische Post*, eine Zeitung der deutschen Kolonistinnen und Kolonisten die bis heute erscheint, wurde 1906 in Neu-Tiflis gegründet. Damals war dieser Stadtbezirk ein Zentrum der in Tiflis wohnenden Deutschen mit kulturellen, wirtschaftlichen, geschäftlichen und sozialen Institutionen. Gleich zu Beginn hat man in Neu-Tiflis eine evangelisch-lutherische Kirche erbaut, die in der Mitte des 20. Jahrhunderts zerstört wurde. Kurz vor dem Beginn unseres Jahrhunderts bekam der vorher im Essay erwähnte Verband der deutschen Minderheit *Einung* einen Teil des alten deutschen Friedhofs. An diesem Ort entstand im Anschluss eine neue evangelisch-lutherische Kirche, die Versöhnungskirche. Hiermit kann Neu-Tiflis als Sitz der evangelisch-lutherischen Kirche in Georgien betrachtet werden (TATARASCHWILI / GWINERIA 2017:39).

Bevor ich zum Thema der Architektur von Neu-Tiflis übergehe, möchte ich auf die wichtigsten deutschen Architekten in Tiflis eingehen. Persönlichkeiten wie Leopold Bielfeld, Paul Stern, Albert Salzmann und Johann Ditzmann spielten eine sehr große Rolle im 19. Jahrhundert und sind untrennbar mit der Tifliser Architekturgeschichte verbunden. Viele wichtige Gebäude wurden von deutschen Architekten geplant und erbaut, u. a. die Tifliser Oper, die Kaschueti Kirche, das Hotel *Wetzel*, der Palast des Vizekönigs, der heute der Palast der Jugendlichen ist und das Gebäude der ersten öffentlichen Schule.³

Im folgenden Teil versuche ich einige der Neu-Tifliser Gebäude zu beschreiben. Beim ersten Gebäude geht es um das ehemalige Hotel *Wetzel* (Michaelstraße / David-Aghmaschenebeli-Allee 103), dessen Geschichte ich bereits erwähnt habe. Das Gebäude wurde von Leopold Bielfeld, Ende des 19. Jahrhunderts erbaut. Die Fassade sei reich in eklektischem Barock verziert und habe hohen künstlerischen Wert. Statuen, u. a. von Hermes, zeugten von hoher Kunstfertigkeit, so Tatia Gwineria, die führende Forscherin zum Thema des deutschen Kulturerbes in Tiflis. Zwei weitere von Leopold Bielfeld entworfene Gebäude sind ein Wohnhaus (Michaelstraße / David-Aghmaschenebeli-Allee 77), das dem deutschen Kaufmann Georg Gitzel gehörte, und das Magnetisch Meteorologische Observatorium Tiflis. Das erste Bauwerk wurde in den 70er-Jahren des 19. Jahrhunderts erbaut. Die Fassade ist durch barocke und klassizistische Elemente geschmückt (TATARASCHWILI/GWINERIA 2017:44-

³ Ebd.

45). Was ich ganz wichtig finde: An dem Gebäude sind auch georgische Elemente, wie die Tifliser Balken, zu erkennen.

Das Magnetisch-Meteorologische Observatorium Tiflis (Michaelstraße / David-Aghmaschenebeli-Allee 150A) wurde in den 60er-Jahren des 19. Jahrhunderts von dem deutschen Astronomen Arnold Moritz geplant. Damals wurde auch ein sich um die eigene Achse drehender Turm erbaut. Im Jahre 1882 wurde das Gebäude von Bielfeld geändert und umgebaut (TATARASCHWILI / GWINERIA 2017:43). Paul Stern entwarf die nächsten Gebäude: zuerst ein Wohnhaus auf der Bakustraße 2 (Ecke Michaelstraße / David-Aghmaschenebeli-Allee). Das Haus ist im eklektischen Stil erbaut worden und spielt bis heute mit seinen Mustern und Verzierungen eine wichtige Rolle im architektonischen Bild des Stadtviertels. Das an der Michaelstraße / David-Aghmaschenebeli-Allee 128 errichtete Gebäude (1893/94) war das Wohnhaus Paul Sterns. Der kunsthistorische Wert dieses Gebäudes wird zusätzlich dadurch gesteigert, dass es die europäische und islamische Architektur zusammenführt und doch dem Bild der Stadt gut angepasst ist: Tiflis war immer ein interkultureller Ort, offen für Menschen aus verschiedenen Kulturen und Religionen.

Das heutige Georgische Staatsmuseum für Theater, Musik, Kino und Choreografie (Ia Kargareli Straße 6) plante Paul Stern im Auftrag des Österreichers Franz Titel (1895). Das Bauwerk wurde noch während der Bauarbeiten, der Frau des mit dem russischen Zaren verwandten Herzog Konstantin von Oldenburg geschenkt. Bis heute kann man von diesem Gebäude mystische Geschichten hören. Das sollte aber keine Angst machen, da das Bauwerk selbst ein verziertes, quasigotisches, bemerkenswertes Gebäude ist.

Die georgischen Philanthropen haben auch die Errichtung mehrerer Gebäude unterstützt. Eines von ihnen war die Sankt-Peter-und-Paul-Kirche in der Iwane-Dschawachischwili-Straße 57. Das ist eine katholische Kirche, die von Albert Salzmann im Auftrag von Konstantin Subalashwili entworfen wurde. Die bereits erwähnte evangelisch-lutherische Kirche und der ehemalige deutsche Friedhof befinden sich in der Nähe, in der Terenti Graneli Straße 15. Das nächste Gebäude ist ein von Johan Ditzmann erbautes Wohnhaus mit einer wunderschönen Fassade. Das Bauwerk unterscheidet sich von anderen Gebäuden durch sein künstlerisches Aussehen mit seinem modernen Stil. Das letzte von mir in Neu-Tiflis ausgewählte Gebäude ist eines der ersten Kinos in Tiflis. Das im 20. Jahrhundert in der Tifliser Gesellschaft sehr berühmte und beliebte Kino wurde vom deutschen Bildhauer Karl Wills erbaut (TATARASCHWILI / GWINERIA 2017:46-51).

Neu-Tiflis ist somit ein sehr wichtiges Stadtviertel für meine Hauptstadt, das letztes Jahr restauriert wurde. Diese Restauration wurde 2017 in die Liste der *Special Mentions* des Europa Nostra Preises in der Kategorie *Konservation* aufgenommen.⁴ Die besondere Rolle der oben genannten Gebäude besteht meiner Ansicht nach darin, dass sie eine Synthese der deutschen und georgischen Kulturen darstellen. Die deutschen Architekten haben die traditionellen Tifliser Höfe, Balken und Holztreppe mit deutschen Elementen verbunden und damit das ganze architektonische Bild von Tiflis bereichert. Die deutschen Kolonistinnen und Kolonisten haben maßgeblich zur Geschichte Georgiens beigetragen, im Bereich der materiellen und immateriellen Kultur, aber auch auf politischer und wirtschaftlicher Ebene. Die Wirkung dieser Kultur können wir auch in diesem Essay sehen – am Beispiel der Ergänzung des Tifliser Stadtbildes durch deutsche Bauwerke. Die Siedlerinnen und Siedler legten einen langen Weg aus dem Herzen Europas bis zu seinem Rande zurück und brachten in ein fremdes Land ein

⁴ Vgl. <http://www.europanostra.org/2017-eu-prize-cultural-heritage-europa-nostra-awards-special-mentions/> (22.10.2017).

Stück ihrer Kultur mit, um es mit einheimischen Traditionen zu verbinden. Deshalb ist es besonders wichtig, das deutsche Kulturerbe in Georgien zu schützen und weiter zu erforschen. Die Kultur ist ein zusammenführender Faktor – die Brücke zwischen zwei Ländern.

Literaturverzeichnis

ASTAMADZE, GIORGI (2017): *Deutsch-georgische Beziehungen 1918-1921*: <http://german-georgian.archive.ge/de/blog/5> (12.10.2017).

GELASCHWILI, SIMON (2010): *Entstehung deutscher Kolonien in Georgien am Anfang des 19. Jahrhunderts und deren wirtschaftliche Tätigkeiten*. Potsdam.

KHOSHTARIA, DAVIT (2017): *Deutsche Hotels in Tbilisi*. <http://german-georgian.archive.ge/ka/blog/16> (14.10.2017).

POHL, OTTO (2016): *The Persecution of Ethnic Germans in the USSR during World War II*. In: *Russian Review*, 75 / 2, S. 284-303.

TATARASCHWILI, NESTAN/GWINERIA, TATIA (2017): *Kulturweg der deutschen Minderheit in Georgien*. Tiflis.

Maja Kwiecińska

Der Umgang mit der Breslauer Moderne – Breslauer Siedlungen der 1920er Jahre

Die Architekturgeschichte Breslaus begann schon im frühen Mittelalter. Eine der besten Bauepochen in der Stadt war zugleich die Blütezeit der deutschen Architektur überhaupt – die Zwischenkriegsmoderne. Schon vor dem Ersten Weltkrieg arbeiteten hier zwei wichtige Architekten, Max Berg und Hans Poelzig, die dann mit ihren Breslauer Bauten den Modernismus stark beeinflussten. Poelzigs Bürohaus in der Junkerstraße wurde zum Vorbild aller Kauf- und Bürohäuser, während Bergs Jahrhunderthalle als eine der wichtigsten Leistungen des Betonbauwesens 2006 auf die Liste des UNESCO-Welterbes aufgenommen wurde. Auch nach dem Krieg entstanden viele Bauten, die ihren Platz in der Architekturgeschichte haben, u. a. Petersdorff, ein Kaufhaus von Erich Mendelsohn (heute: Kameleon in der ul. Szewska), das Kaufhaus Wertheim von Hermann Dernburg (heute: Renoma in der ul. Świdnicka) und das Bankhochhaus am Marktplatz von Heinrich Rump. Die Breslauer Architekten sahen aber ihre große Rolle in Sozial- und Wohnbauten. Dank der Großsiedlungen beobachteten sie ihre Fachkollegen aus ganz Deutschland mit Neugier. Seit 1945 gehört aber Breslau zu Polen. Wie sieht die Situation des deutschen Architekturerebes heute aus?

I.

Eine Siedlung von homogenen ein-, zweistöckigen Wohnblöcken ist ein relativ neuer Bautyp. Solche typisierten Bauten wurden erst nach dem Ersten Weltkrieg häufiger gebaut und damals oft als experimentell bezeichnet. Einer der wichtigsten Forschungs- und Bauzentren weltweit war Deutschland in der Zeit der Weimarer Republik.

Nach dem Ende des Krieges war die Situation Deutschlands in allen Aspekten sehr schwer: wirtschaftlich, gesellschaftlich und politisch. Unter den dringenden Problemen stand die Überbevölkerung in den Städten. Von der neuen Regierung forderte man, Maßnahmen zu ergreifen, den Bürgern eine Wohnung für das Existenzminimum zu sichern. Man kann zwei wichtige Gründe dafür nennen; erstens wollte die Regierung der neu gegründeten Republik mit einer bestimmten Wohnungspolitik die Revolutionsstimmung abwenden und sich zweitens, im Gegensatz zur Kaiserzeit, als ein moderner Staat bekennen. Wegen der großen Rolle, die die Sozialdemokraten in der Regierung spielten, wurden viele Sozialprogramme (wie Wohnungsbau) von staatlichen Zuschüssen finanziert oder zumindest gefördert und die Bewältigung der Wohnungsnot in die neue Verfassung aufgenommen.

Parallel zum politischen und gesellschaftlichen Wandel setzte sich die moderne Bewegung in der Architektur durch. Die Architekten beschäftigten sich theoretisch und praktisch mit dem idealen Modell des Wohnungswesens, sie führten technische Experimente mit neuen Baustoffen durch, um diese dann als Typenbauweise umzusetzen. Die wichtigste deutsche Strömung dieser Zeit hieß Neues Bauen. Dazu gehörten die Architektur-Stars wie Bruno Taut, Walter Gropius, Mies van der Rohe oder Hans Scharoun und die berühmteste Architekturschule aller Zeiten – das Bauhaus. Ihr Ziel war nicht nur die Lösung der Wohnungsnot und die Bestimmung einer hygienischen Wohnung für die breiten Schichten der Gesellschaft, aber auch Entwicklung einer zeitlosen ästhetischen Form für (Wohn-) Architektur. Die Mehrheit der Siedlungen neuer Art entstand in der zweiten Hälfte der 20er

Jahre, als der wirtschaftliche Zusammenbruch der ersten Nachkriegsjahre bewältigt und Deutschlands Reparationszahlungen im Rahmen des Dawes-Plans neu geregelt wurden. Wie bedeutend dieser Abschnitt der Architekturgeschichte für die Menschheitsgeschichte ist, zeigt die Tatsache, dass im Jahre 2008 sechs Berliner Siedlungen der Zwischenkriegsmoderne in die Liste des UNESCO-Welterbes eingetragen wurden. Berlin, die Reichshauptstadt, erhielt in den 1920er Jahren einen komplexen Siedlungsbauplan, der anderen Städten als Beispiel dienen sollte. Der Berliner Stadtbaurat Martin Wagner beschäftigte die besten Architekten und Stadtplaner dieser Zeit, u. a. Bruno Taut (Gartenstadt Falkenberg, Siedlung Schillerpark, Großsiedlung Britz, Wohnstadt Carl Legien), Otto Rudolf Salvisberg (Weiße Stadt), Walter Gropius, Hugo Häring, Otto Bartning, Hans Scharoun (Großsiedlung Siemensstadt). Kein Wunder, dass diese sechs Berliner Siedlungen für die wichtigste Leistung des sozialen Wohnbaus gehalten werden.

Erst nach der Wiedervereinigung Deutschlands konnten alle sechs Wohnanlagen einheitlich behandelt werden. In der zehn Jahre langen Vorbereitungszeit, bevor sie in die UNESCO-Liste aufgenommen wurden, erhielten sie ein umfassendes Forschungs-, Denkmalpflege- und Sanierungsprogramm. Was hervorgehoben werden soll: Alle Arbeiten sind unter Mitwirkung der Bewohner, Spezialisten (Architekturhistoriker und Denkmalpfleger) und der lokalen Politiker, die eine hochentwickeltes Denkmalverständnis haben, durchgeführt worden. Man kümmert sich darum, dass die Gebäude äußerlich, so wie die Treppenhäuser im Innenbereich, in den Originalzustand gebracht werden. Eine besondere Aufmerksamkeit gilt den Grün- und Freiflächen, denn neben der Verbesserung der Wohnverhältnisse wollten die Modernisten auch einen guten Kontakt des Menschen zur Natur beibehalten.

II.

Wenn Nörgler immer wieder behaupten, es gehe mit dem deutschen Volke bergab, so empfehle ich ihnen einen Besuch in Breslau. Das, was hier in wenigen Jahren ein zäher Kulturwille, allen wirtschaftlichen Nöten zum Trotz, schuf, beweist die erstaunliche Arbeitskraft unseres Volkes [...]. Eine Siedlung wie die Siedlung Ziempel mit ihren über 2000 Flachbauwohnungen inmitten blumengeschmückter Gärten ist eine Tat ersten Ranges. [...] So sei [...] nochmals festgestellt, daß Schlesien mit der „Wuwa“ erneut den Beweis dafür erbracht hat, daß hier ein vorwärtsstrebender Volksstamm tatkräftig an der Arbeit ist, sich seinen Platz im neuen Deutschland an führender Stelle zu sichern.

So schrieb ein anonymer Schriftsteller über die Breslauer Architektur im Oktober 1929 (URBANIK 2009:485). In der Zwischenkriegszeit war Breslau die Hauptstadt der am östlichen Rande des Reiches gelegenen Provinz Niederschlesien, nahe der Grenze zu Polen. Die Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg konnte man in der Stadt besonders spüren, die Überbevölkerung erreichte den höchsten Stand in Deutschland: In Breslau wohnten 381 Menschen auf einem Hektar des bebauten Geländes. Im Vergleich: In Berlin waren das 308 Personen, in Köln 252 und in Lübeck nur 145 (KONONOWICZ 1991:60). Deshalb musste am Stadtrand der Bau von Sozialsiedlungen mit Hilfe der Stadtverwaltung organisiert werden. Unter vielen kleineren und größeren Wohnsiedlungen entstanden damals zwei, deren heutiger Zustand in diesem Text genauer beschrieben wird: Ziempel (heute: Sępolno) zwischen 1919 und 1938 (ca. 2.200 Wohnungen für 10.000 Einwohner) (KONONOWICZ 1995:460) und Klein Tschansch (heute: Księża Mała), von 1928 an gebaut (762 Wohnungen für 3048 Einwohner geplant). Als drittes Beispiel dient die so genannte WuWA-Siedlung (1929), die auch eng mit dem Problem der Wohnungsnotbewältigung und dem modernen Bauwesen verbunden ist. Alle drei Siedlungen erlitten nur wenige Schäden während des Zweiten Weltkrieges, können also als authentisch betrachtet werden.

WuWA ist die Abkürzung für Werkbundaussstellung Wohnung und Werkraum, ein von der schlesischen Werkbundabteilung organisiertes Ereignis, das aus einem Ausstellungsteil in dem Messegelände (inkl. die Jahrhunderthalle) und einer gleich nebenan gebauten Modellsiedlung zwischen Finkenweg (heute: ul. Kopernika) und Uechtrizweg (ul. Tramwajowa) besteht. Für die Ausstellung wurden von Breslauer Architekten mehr als 30 Gebäude entworfen: ein Hotel, ein Kindergarten und verschiedene Typen von Wohnhäusern, was insgesamt über 130 Wohneinheiten ausmachte. Die WuWA erhielt schnell einen internationalen Ruhm und wurde zu den bedeutenden Werkbundveranstaltungen gezählt. Obwohl die Siedlung für die Anforderungen der Ausstellung konzipiert wurde und vor allem experimentelle architektonische Lösungen darstellte, stehen fast alle Häuser bis heute.

Die Werkbundsiedlungen haben schon einen sicheren Platz in der Weltarchitekturgeschichte gefunden und werden gern von Spezialisten besucht. In Breslau aber waren noch vor ein paar Jahren solche Gäste unerwünscht – der Kreis der Breslauer Architekturhistoriker sei aufgrund des schlechten Zustands der berühmten Häuser am liebsten vor Scham in den Boden versunken. Laut einem Pressebericht von 2009 habe Dr. Jerzy Ilkosz, Direktor des Architekturmuseums in Breslau, große Erfahrung darin, Architekturstadtführungen so zu leiten, dass der tatsächliche Zustand der WuWA nicht entdeckt werden konnte (MACIEJEWSKA 2009). Die Strategie war einfach: zuerst eine stundenlange Besichtigung vom Breslauer (gotischen!!) Rathaus am Marktplatz, dann eine allgemeine Führung in der Jahrhunderthalle. Die Halle ist das Fachgebiet von Dr. Ilkosz, und so konnte man den langen Aufenthalt dort leicht erklären. Wenn am Ende des Tages die erschöpfte Gruppe endlich das WuWA-Gebiet erreichte, besichtigte sie nur das einzige damals erneuerte Gebäude – das Hotel von Scharoun.

War es wirklich sinnvoll, sich so viel Mühe zu geben, die Architekturlegende vor ausländischen Gästen zu verbergen? Ja, denn die Liste der Sünden Breslaus war lang: zugewachsene Dächer, abfallender Verputz und schmutzige Wände, vernachlässigte Gärten, verunreinigte öffentliche Grünflächen und in der Mitte eine Brandstätte – die traurigen Reste des innovativ gedachten Kindergartens. Seit 2010 führt eine von der Stadt geförderte Firma, Wrocławska Rewitalizacja Sp. z o.o., einen umfangreichen Sanierungsplan durch, in dem auch Denkmalschutz eine wichtige Rolle spielt. Daneben soll eine große Kampagne über die WuWA informieren. Die Aktion hat mehrere Ziele. Die Touristen besichtigen die Siedlung sowieso, das Hauptziel ist es, den Stadtbürgern die Geschichte der WuWA näherzubringen, um damit auch ein besseres Denkmalverständnis zu erreichen. Für WuWA-Bewohner wurden zusätzliche Treffen veranstaltet, während derer sie mit Denkmalpflegern und anderen Spezialisten die Maßnahmen besprechen konnten, die zur Verbesserung des Siedlungszustands führen sollten. Dank der Zuschüsse der Stadtverwaltung wurden einige Häuser unter der Kontrolle der Denkmalschutzbehörde erneuert. Der erwähnte Kindergarten dient nach dem Wiederaufbau als Sitz des Schlesischen Bundes der Architekten. Zurzeit wird der Umbau der Grünfläche realisiert.

WuWA wird mit Sicherheit als wertvolles Architekturerbe anerkannt, und weitere Etappen des Sanierungsplans werden in den nächsten Jahren umgesetzt. Es ist jedoch fraglich, ob die WuWA eine Chance hat, in die UNESCO-Liste eingetragen zu werden (eher zusammen mit den anderen Werkbundsiedlungen als allein), auch wenn die Breslauer Kunsthistoriker oft darüber spekulieren. 300 m weit von der WuWA befindet sich der nächste Schatz der Moderne – die Siedlung Zimpel, die größte erhaltene Breslauer Siedlung aus der Zwischenkriegszeit. Besonders beeindruckend ist der Bebauungsplan – von oben gesehen hat das Wohnblock- und Straßennetz die Form des Adlers. Keinen anderen Siedlungsplan in

Deutschland kann man damit vergleichen, er ist einzigartig. Außerdem ist Zimpel eine Gartenstadt, was bedeutet, dass die Grünanlagen sehr wichtig in dem städtebaulichen Konzept sind. Jede Wohnung besitzt bis heute einen Vor- oder Hintergarten. Malerisch gestalteten Grünanlagen bieten mehrere Möglichkeiten, die gut berechnete Architektur zu bewundern. Enge Seitenstraßen geben dem Bewohner eine gewisse Intimität. Ein großer, rechteckiger, offener Platz in der Mitte der Siedlung (wo der Adler seine „Wirbelsäule“ hat) steht für die öffentlichen Ereignisse und die Sozialintegration zur Verfügung. Zimpel ist wegen seinem Gartenkonzept bekannt und gilt als eine perfekte Wohnumgebung. Die Wohnungspreise dort gelten als hoch.

Die Architektur selbst ist jedoch eher traditionell und leider beschädigt. Vandalismus in diesem Stadtteil ist ein relativ bedeutsames Problem. Graffitis sind an jeder Wandfläche, auch oft auf erneuerten Fassaden. Obwohl viele originale Elemente erhalten sind, bekommt man den Eindruck, dass nicht alle Einwohner ihre historische Umgebung schätzen. Eine unmittelbare Bedrohung des Architekturzustandes sind willkürliche Umbauten und Renovierungen. Im Dachgeschoss werden zahlreiche Mansarden gebaut, die eine zusätzliche Wohnfläche schaffen sollen, was die präzise entworfene Architekturgestaltung zerstört und einen Zuwachs von Bewohnern verursacht – in der Siedlung wohnen vermutlich mehr Menschen als ursprünglich geplant. Da in den letzten Jahren die Bewohner das Auto als Verkehrsmittel am liebsten nutzen, hat zu Folge, dass immer mehr Parkplätze auf den engen Straßen gebraucht werden. Besonders leiden die Vorgärten darunter, die oft als private Parkplätze dienen müssen, obwohl die Siedlung gute Bus- und Straßenbahnverbindungen mit dem Stadtzentrum hat.

Ein weiteres Problem ist die Eigentümerstruktur der einzelnen Wohnblockteile. Nach dem gebräuchlichen Verfahren kümmert sich instandhaltungsmäßig jeder Teil des Hauses als Gemeinschaft (üblicherweise gehören zur Gemeinschaft alle Wohnungen eines Treppenhauses) nur um seinen Teil, was oft die Zerstreuung der ursprünglichen ästhetischen Einheit der Häuserreihen verursacht. Durch uneinheitliche Dachziegelfarben und Anstriche die verliert Siedlung viel an ihren Besonderheiten. Viel besser sieht es in Klein Tschansch aus. Die Siedlung ist fast original erhalten. Es ist schwer festzustellen, ob das das Ergebnis eines besser entwickelten Denkmalverständnisses, der finanziellen Probleme der Bewohner ist oder ob der Grund darin liegt, dass die vielstöckigen Wohnblocks einfach nicht so leicht umzubauen sind.

Ohne die Berücksichtigung der WuWA, die ja als Ausstellung gebaut wurde, ist das oft vergessene Klein Tschansch der fortschrittlichste Wohnkomplex der 20er Jahre in Breslau. Die Hauptidee war, nur die Kleinstwohnungen zu entwerfen, die genug Platz boten, um das Existenzminimum zu bewahren. Abgesehen von der inneren rationalen Gestaltung spricht die Außenform für die Fortschrittlichkeit. Die Architekten haben sich für vereinfachte quaderförmige Wohnblocks entschieden, die fast keine Dekoration (ausgenommen des starken Rhythmus von Fenster, Treppenhaustüren und Loggien) enthalten. Um mehr Wohnungen zu schaffen, wurde für das Haus entlang der Oppelner Straße (heute: ul. Opolska) eine originelle Lösung in Form eines rechtwinkligen Zick-Zacks entworfen. Allen Bauten haben bis heute den Originalverputz. Die Grünanlagen wurden dort auf andere Art und Weise gestaltet. Es gibt keine privaten Gärten, die Grünflächen trennen die Häuser von den Straßen und voneinander ab. Nach dem ursprünglichen Projekt sollten die Bewohner kleiner Wohnungen viel Zeit an der frischen Luft mit ihren Nachbarn verbringen. Das hatte natürlich mehrere Gründe: Es tat der Gesundheit und der Hygiene gut und verbesserte die

gesellschaftlichen Bindungen. Wahrscheinlich funktioniert das immer noch, denn die Umgebung der Häuser ist viel mehr gepflegt als in Zimpel.

III.

Es geht dem architektonischen Erbe des Modernismus in Breslau nicht besonders gut. Die Leistungen der deutschen Baukunst wurden über Jahre vernachlässigt. Seit einiger Zeit geht es der WuWA besser. Zimpel wird immer mehr umgestaltet, in Klein Tschansch ist glücklicherweise noch niemand auf die Idee gekommen, die (willkürliche) Renovierung durchzuführen.

Man stellt sich sofort die Frage: Wo bleibt der Denkmalschutz? Die Möglichkeiten des städtischen Denkmalpflegeamtes sind rechtlich und organisatorisch sehr begrenzt. Es dient hauptsächlich als ein Fachkonsultationsorgan. Alle drei Siedlungen stehen seit Jahrzehnten schon unter Denkmalschutz, das heißt, dass alle Umbauten und Veränderungen durch die Denkmalpflegebehörde genehmigt werden sollen. Die Beamten sind aber nicht in der Lage, die Situation vor Ort zu kontrollieren und die Änderungen zu verhindern. Warum aber besprechen die Bewohner selbst ihre Projekte nicht mit der Stadt? Sehr oft wissen sie gar nicht, dass sie in einem Denkmalkomplex wohnen. Laut einem Gespräch mit Bewohnern des Laubenhanghauses in der ul. Tramwajowa 2 (das Haus wurde schon in den 70er Jahren unter Denkmalschutz genommen), hat die Verwaltung niemanden darüber informiert, auch als es Eigentum der Stadt war (URBANIK / HRYNCEWICZ-LAMBER 2014:27-28). Heute können sich die Stadtbewohner auf der Website des Denkmalpflegeamtes nach der aktuellen Denkmalliste erkundigen, das machen sie aber selten.

Wenn die Bewohner sich nicht dafür interessieren, sollte die Stadt das Denkmalverständnis unter den Stadtbewohnern verbreiten und unterstützen. Solche Projekte wurden schon von Wrocławska Rewitalizacja mit Erfolg u. a. an der WuWA durchgeführt. Nach einigen Gesprächen und Vorträgen, die von verschiedenen Spezialisten gehalten wurden, sind sich die WuWA-Bewohner des Werts ihrer Häuser mehr bewusst. Warum ist es mit der Werkbundsiedlung gelungen und mit anderen nicht?

Zumindest seit Anfang der 90er Jahre haben die Breslauer Architekturhistoriker versucht, mit Hilfe aus dem Ausland, der Öffentlichkeit und den Stadtbehörden auf den Wert der WuWA hinzuweisen. Im Breslauer Museum für Architektur wurden mehrmals die Werkbundsiedlungen präsentiert, 2009 wurde eine große Ausstellung eröffnet, die sich auf die Geschichte der WuWA-Siedlung konzentrierte. Gleichzeitig wurde die WuWA grundsätzlich erforscht, und die Ergebnisse dieser Forschungen wurden in zahlreichen Artikeln und größeren Studien in Form eines Katalogs vom Museum für Architektur veröffentlicht. Erst nach so vielen Ereignissen zu diesem Thema erhielt die WuWA 2010 einen umfassenden Sanierungsplan. Daraus kann der Schluss gezogen werden, dass gute Forschungen aller Art (kunstgeschichtliche, architektonische, technische und allgemeine geschichtliche) eine Basis für die Promotion der Denkmäler und ihrer Sanierung sind. Die WuWA hatte dieses Glück. Jetzt warten die anderen Siedlungen auf die Fachtexte sowie auf populärwissenschaftliche Publikationen. Ohne Architekturforscher wäre das Denkmalverständnis der Stadtbürger nicht möglich gewesen, denn sie wussten gar nicht, was sie direkt vor sich hatten.

Literaturverzeichnis

KONONOWICZ, WANDA (1991): *Z problemów urbanistyki dwudziestolecia międzywojennego. Osiedle ogrodowe Sępolno we Wrocławiu* [Zu städtebaulichen Fragen der Zwischenkriegszeit. Die Gartensiedlung Zimpel in Breslau]. In: *Roczniki Sztuki Śląskiej*. Bd. 15. Wrocław, S. 59-91.

- (1995): *Ewolucja osiedla mieszkaniowego we Wrocławiu okresu Republiki Weimarskiej – Księża Małe* [Die Entwicklung der Wohnsiedlung in Breslau der Weimarer Zeit – Księża Małe (früher Klein Tschansch)]. In: Rozpędowski, Jerzy (Hrsg.): *Architektura Wrocławia*. Bd. 2 Urbanistyka. Wrocław, S. 445-478.

M. (1929): *Die Ausstellung Wohnung und Werkraum in Breslau*. In: *Das neue Frankfurt*, H. 10, S. 204-205.

MACIEJEWSKA, BEATA (2009): *WUWA niestety przeszła do historii architektury* [Leider ging die WUWA in die Architekturgeschichte ein]. In: *Gazeta Wyborcza*, 16.10.2009; http://wroclaw.wyborcza.pl/wroclaw/1,35762,7150642,WUWA_niestety_przeszla_do_historii_architektury.html (19.10.2017).

URBANIK, JADWIGA (2009): *WUWA 1929-2009: wrocławska wystawa Werkbundu* [WUWA 1929-2009: Breslauer Werkbundaustellung]. Wrocław.

URBANIK, JADWIGA / Hryncewicz-LAMBER, GRAZYNA (2014): *WuWA – Mieszkanie i miejsce pracy* [Die WuWA – Wohn- und Arbeitsplatz], Wrocław; <http://www.wuwa.eu/> (19.10.2017).

Camilla Lopez

Der zentrale Erinnerungsort des Zweiten Weltkriegs in Wolgograd - die Beziehung einer deutschstämmigen Familie zu ihrer „Mutter Heimat“

Ein Essay basierend auf Interviews

„Der Ort ist eine Vermischung verschiedener Dinge: Geschichte, Gefühle, Gedanken. Was gerade am stärksten wirkt, hängt von der Situation und der Laune ab. Dieser Ort lässt sich nicht auf einen bestimmten Begriff reduzieren.“ Valeria Mayer im Interview am 19. Oktober 2017

„Für unsere sowjetische Heimat“ steht über die Stufen verteilt geschrieben. Du steigst die Treppe hinauf. Eine lange steinerne Allee, gesäumt durch Pappeln, streckt sich vor dir aus. Babuschkas sitzen vereinzelt auf Bänken – preisen halblaut eine Führung an. Du gehst geradewegs auf die Mutter zu, die sich in der Ferne vor dir aufbaut. Ihr erhobenes Schwert ragt in den Himmel.

Valeria Mayer stößt das knarzige hellblaue Eingangstörchen auf, und wir gelangen in einen kleinen Garten. Ein paar kurze Meter und wir betreten das zweistöckige, graue Ziegelhäuschen. Es liegt unweit der zweiten Ausfallstraße, einer autobahnähnlichen Schnellstraße durch Wolgograd, im „privaten Sektor“, der sich von Mehrfamilienhäusern durch das Stadtrand-, ja beinahe dörfliche Ambiente stark unterscheidet. Im ersten Stock erwartet uns das Ehepaar Mayer, beide Jahrgang 1939. Anna Semjonowna, eine rundliche Dame im idealen Großmutter-Alter, springt auf uns zu und begrüßt uns herzlich. Ich werde direkt umarmt und auf die Wange geküsst. „Mädchen, seid ihr hungrig? Ich habe einen frischen Schtschi auf dem Herd.“ Wir bekommen in der warmen Küche eine vorzügliche Kohlsuppe mit Schmand und Brot serviert und trinken feinsten schwarzen Tee. Konstantin Fjodorowitsch hält sich bedeckt. Sie ist die Redselige von beiden. Er zieht sich ins Nachbarzimmer auf die Couch zurück, ein Buch in der Hand. Außerdem mag er keinen Tee. Ich lerne, Gastgeschenke in süßer Ausführung können nur das Herz einer russischen Dame erwärmen. Dann essen wir die Lindt-Pralinen eben allein.

Es ist mein erster Besuch im Hause einer russlanddeutschen Familie, nicht jedoch mein erster in einer russischen.¹ Von meinen bisherigen Erfahrungen die Gastfreundlichkeit und Offenheit betreffend sollte sich dieser Besuch in keiner Weise unterscheiden. Ebenso hielt es sich mit ihren Einstellungen und Meinungen. Im anschließenden Interview zeigten sich mir beide als durch und durch sowjetisch geprägte Menschen, an denen zunächst einmal nur der Nachname eine andere Nuance vermuten lässt. Das Interview führen wir auf Konstantins

¹ Konstantin Fjodorowitsch wurde 1939 in Wolgograd geboren. Sein Vater Fjodor Friedrichowitsch stammt aus Rosenberg, das zwischen Wolgograd und Saratow im ehemaligen Gebiet der Wolgadeutschen Kolonie liegt und heute Umet heißt. Die Vorfahren Konstantins sind im 18. Jahrhundert auf Einladung der Zarin Katharina II. von Deutschland ins Russische Reich umgesiedelt und haben sich wie viele Landsleute in der Wolgaregion niedergelassen. Im Jahr 1941 als Zweijähriger ist Konstantin mit seiner Familie zunächst nach Sibirien, dann in den Ural deportiert worden. Die Russlanddeutschen wurden unter Stalin der Kollaboration mit Nazideutschland verdächtigt. Die Familie lebte bis 1963 in Uralsk, wo der Vater Fjodor Friedrichowitsch in den Kriegsjahren Zwangsarbeit in einer Aluminiumfabrik leistete. Nach der Rehabilitation der Russlanddeutschen unter Chruschtschow konnte Konstantin mit seiner Frau Anna, den Eltern und seinen beiden Schwestern wieder nach Wolgograd zurückkehren. Konstantin arbeitete seit jeher bis zur Rente in der Fabrik „Roter Oktober“, ebenso wie sein Vater.

beige-olivgrün-gestreifter Couch. Daneben am Boden steht ein kleiner Käfig, in dem ein ein Monate altes Igelbaby hin und wieder durch ein Klackergeräusch gegen die Stäbe auf sich aufmerksam macht. „Den haben wir blind auf der Straße gefunden. Wir haben ihn aufgenommen, ihn gefüttert und die Augen haben sich geöffnet. Er wächst so schnell. Das Köpfchen wächst aber schneller“, erklärt Anna liebevoll. Ich spreche gut eineinhalb Stunden mit Konstantin und Anna über ihre Erinnerungskultur des Zweiten Weltkrieges. Wir sprechen Russisch, beide sprechen kein Deutsch; der Vater und der Onkel hätten gesprochen, der Onkel sogar besser Deutsch als Russisch, meint Konstantin. Mich interessiert besonders ihre Wahrnehmung der zentralen Gedenkstätte Mamajew-Hügel mit der 85 Meter hohen und für deutsche Augen ungewohnt monumentalen *Mutter-Heimat Statue*.²

Im Laufe des Interviews spricht Konstantin, unterstützt von seiner Frau, die sich oft kaum halten kann und am liebsten alles selbst beantworten würde, beinahe durchgängig in der Wir-Form. Damit beschreibt er allerdings nicht die Werte seiner Frau und sich selbst, sondern eine generalisierte, die sich auf das kollektive Gedächtnis eines sowjetisch geprägten Menschen



Abb. 1: Konstantin während des Interviews, 15.10.17 (Foto: Valeria Mayer)

zurückführen lässt – verschwommene Grenzen zwischen Kollektiven der Familie, der russlanddeutschen Gemeinde und dem sowjetischen Volk; im konkreten Fall nicht voneinander unterscheidbar und nur aus dem Kontext ersichtlich, von wem Konstantin und Anna sprechen. Kategorien wie der Andere oder die Anderen, ein Gegenpol, der einen selbst erst in seiner Individualität bildet, gibt es für sie nicht. Etwas erstaunt keine individuelle Position

² Vgl. virtuelle Tour durch die Anlage auf dem Mamajew-Hügel: http://www.stalingrad-battle.ru/docs/kurgan/tour_kurgan.html (27.10.2017).

zu erhaschen, spreche ich Konstantin ganz konkret auf sein Identitätsgefühl an. Er erwidert ohne mit der Wimper zu zucken ganz selbstverständlich: „Nein, dieses Gefühl habe ich nicht, ein Deutscher zu sein. Und sie ist keine Bulgarin [er deutet auf seine Frau]. Nein. Wir sind alle gleich.“ Konstantins Enkelin Valeria erklärt mir lächelnd: „Das ist die Identität eines Sowjetmenschen.“ Wenn sie ihr individuelles Erleben beschreiben, so nutzen die Alten statt der Termini „Ich und die Anderen“ die Formel „Du“; etwa, wenn Konstantin seine stärkste Berührung mit den Skulpturen auf dem *Platz der Helden* beschreibt: „Du bist so erstaunt und bewegt von dem Bildhauer, dass er einem all das vermitteln kann.“ Dass die Schilderung individueller Wahrnehmungen in ein Du generalisiert wird, hat mich zunächst nicht erschüttert, aber zumindest stark irritiert. Denn bedeutet es nicht, dass in diesem „Du“ erlebt und rezipiert wird? Wenn sie von der Regierung sprechen, so konkretisieren sie nie und unterscheiden nur zwischen dem Volk und dem Staat. Ohne Anklage, beinahe schicksalhaft ausgeliefert wirkt diese ambivalente Form der dritten Person Plural, was ins Deutsche allgemeinhin mit „man“ übertragen wird. Von dem schrecklichen Ereignis der Deportation sprechen sie in dem Wortlaut: „Man nahm uns von hier“. Im Austausch mit einer Muttersprachlerin erschloss sich mir aus dieser Form hinterher ein Hauch von Kritik, die jedoch höchst subtil zum Vorschein tritt.

Jewgeni Wiktorowitsch Wutschetitsch – mit großer Achtung spricht Valeria, Jahrgang 1994, den Namen des Bildhauers aus. Wir sitzen in einem nobel wirkenden, an diesem Donnerstagabend beinahe menschenleeren Restaurant im Stadtzentrum. Auf einen Tee haben wir uns getroffen, Valeria hat eine Stunde Zeit für das Interview, was sie souverän auf Deutsch mit mir führt. Mich interessiert auch ihre Warte auf diesen monumentalen Ort der Erinnerung. Valeria schätzt Wutschetitsch sehr, denn er hätte als Bildhauer und Planer der Anlage das Geschick bewiesen, seine Visionen trotz Bedenken und teils konträren Vorstellungen der Partei durchzusetzen. Ein für Valeria besonders bemerkenswerter Kompromiss besteht darin, das Zitat des Dichters Wassilij Semjonowitsch Grossman an der zentralen Mauer am *Platz der Helden* in Stein gemeißelt für alle Menschen sichtbar anzubringen. Es ist ein wirkmächtiges Zitat, was dort zu lesen ist: „Eiserner Wind schlug ihnen ins Gesicht, doch sie schritten voran, und erneut ergriff den Gegner eine abergläubische Angst: Waren das Menschen, die zum Angriff vorwärts stürzten, waren sie sterblich?“³ Das Komitee, das mit den Bauaufgaben betraut war, erzählt Valeria, wollte damals zu Planungszeiten in den 50er-Jahren das Zitat nicht zeigen. Warum? Es ist ein Auszug aus den Kriegsberichten des Frontreporters Grossman zur Schlacht von Stalingrad. Grossman wurde bis zu seinem Tod 1964 von der Partei als Dissident gehandelt. Sein zentraler Roman *Leben und Schicksal* erschien in Russland erst im Jahr 2013. Valeria fragte sich gemeinsam mit ihrer Projektklasse der Schule, warum man den Namen Grossmans nun nicht hinzufügen könne. Immerhin seien seit dem Krieg, so sagt sie, bereits über 60 Jahre vergangen und Grossmann seit der Perestroika unter Gorbatschow rehabilitiert. Valeria war damals 16 oder 17 Jahre alt, als sich ihre Klasse für die Anbringung des Namens einsetzte. „Mit zahlreichen Geschichtsexperten und Vertretern der Politik sprachen wir“, erinnert sie sich. Der Plan der Projektklasse wurde als „schlechte Idee“ empfunden, wie sich Valeria wertfrei an den Ausgang der Debatte erinnert und das, obwohl Grossman politisch nicht mehr isoliert oder diskriminiert gewesen sei. „Die Geschichte kennt keinen Konjunktiv.“ Mit diesen starken Worten fasst sie die Debatte zusammen. Das Projekt endete mit folgender Feststellung: So wurde der Komplex geplant, so

³ Im Original: Железный ветер бил им в лицо, а они всё шли вперед, и снова чувство суеверного страха охватывало противника: люди ли шли в атаку, смертны ли они?! (übersetzt von der Autorin).

wird er auch bleiben. Wenn Valeria jetzt auf dem Mamajew-Hügel steht und auf den fehlenden Namen unter dem Zitat blickt, so erzählt sie, frage sie sich zunächst schon, warum es unmöglich sei, diesen Namen hinzuzufügen. Heute sei ihr aber „egal“, dass er fehlt. Ich stutze bei diesem Wort. Ihr seien die Menschen wichtig, unterstreicht sie. Sie wüssten ohnehin, wer diese Zeilen geschrieben hat. „Jeder Wolgograder, ja jeder Russe kennt den Urheber dieser Zeilen.“ An diesem Beispiel wird mir die besondere Qualität der Erinnerungskultur verständlicher, die unter der Oberfläche dieser steinernen Mauer, dem unmittelbar Sichtbaren weit vielschichtiger ist, als sie zunächst erscheinen mag. Valeria meint, das Wichtigste sei, dass die Worte existieren. Auf Nachfrage erschließt sich mir: Den Namen Grossmans unter das Zitat in die Steinmauer zu meißeln wäre lediglich eine Schönheits-OP, die auf das Wesen der Sache keinen Einfluss hat. Von wem sie stammen, erinnert das Kollektiv auch ohne lesbare Zeichen.

Als ich Valeria auf ihren ersten Besuch am Mamajew-Hügel anspreche, erzählt sie ohne auch nur eine Sekunde nachdenken zu müssen, „es war 2003 und ich war 9 Jahre alt“. Ihr Opa Konstantin hätte ihr den ersten Besuch ermöglicht, den sie als „unvergesslich“ und „besonders wichtig für (ihr) Herz“ beschreibt. Interessiert frage ich nach. Valeria erklärt mir den Stellenwert dieses Denkmals. Jeder Wolgograder kenne es. Wenn du es also nicht kennst, bist du kein Wolgograder, schießt es mir durch den Kopf. Doch es geht nicht nur um die Kenntnis der Existenz dieses Ortes auf banaler Ebene wie: Ja den gibt es, das Bild der Skulptur zielt alle möglichen Postkarten und in Form von Souvenir-Magneten sicher einige Tausend russische Kühlschränke. Nein, Valeria beschreibt es als Pflicht, diesen Ort unmittelbar und individuell selbst zu erfahren. Erst als sie bereits neun gewesen wäre, hätte sich die Gelegenheit ergeben, diese bisher als verpasst empfundene Erfahrung nachzuholen. Valeria schildert eine tief empfundene Dankbarkeit dem Großvater gegenüber, der ihr diesen Wunsch einer Begegnung mit der *Mutter Heimat* erfüllt hätte. „Das war also bisher ein verschwommenes Bild für dich?“, frage ich. „Ja, mein Opa hat mir diesen Ort eröffnet“, erwidert Valeria ganz ernst.

Eine weitere Treppe und der „Kämpfer auf Leben und Tod“ strotzt dir entgegen. Aus einem Fels ist er gemeißelt, umgeben von einem Wasserbecken. Rund, glitzernd durch die vielen Münzen darin. „Stell dich hin wie ein Soldat“ – Anweisungen einer Mutter an ihren Siebenjährigen. Musik dröhnt an dein Ohr. Kriegsmärsche, Befehle, Schüsse. Eine dritte Treppe führt hinter dem Wasserbecken weiter hinauf. Mauerwände führen an ihr entlang. Du musst Halt machen, die Reliefs beschauen. Mit Gewehren ziehen die Menschen in Stein Richtung Wolga. Von hier oben kannst du sie prächtig überblicken.

Genau 40 Jahre vor diesem Ausflug von Valeria und Konstantin war der damals 24-Jährige zum ersten Mal auf dem Mamajew-Hügel. Es war im Jahr 1963, als die Familie Mayer aus dem Ural wieder in das Nachkriegswolgograd zurückgekehrt war und die Stadt mit dem Wiederaufbau beschäftigt. „Damals baute man die Anlage gerade“, erzählt Konstantin. „In der Zeit war nicht viel mit Presse, und so haben wir von den Planungen im Ural nichts mitbekommen.“ Das Fundament, erinnert sich Konstantin, sei bereits gegossen gewesen. „Dort lagen viele Gefallene, ihre Überreste lagen dort ganz in der Nähe. Die der Russen und die der Deutschen. Dort war ein großes Massengrab“, berichtet Oma Anna. „Nein, das waren keine richtigen Gräber. Man hat sie ausgegraben, zusammengesammelt und einen Bruder-Friedhof angelegt“, wendet der Großvater ein. In den 60er-Jahren hätten sie die Baustelle „wirklich oft“ besucht. „Die ganze Baustelle haben wir gesehen. Sie haben natürlich nicht alles sofort gebaut, das sind ja große Ausgaben. Da war zunächst nur eine Anhöhe. Es musste ja alles erst angelegt werden in den Hügel hinein. Besonders als sie angefangen haben die Figur

zu bauen, waren wir die ganze Zeit dort“, erzählt mir Konstantin. Dabei ringt er nach Worten, um den Aufbauprozess sprachlich zu beschreiben und schildert die starke visuelle Erfahrung stattdessen mit seinen Händen: „Man hat sie ja nicht in einem Stück aufgestellt. Die einzelnen Teile – wie heißt das? Fragmente – ja! – hat man Stück um Stück aufeinandergesetzt und drumherum stand das hölzerne Gerüst.“ Ich stelle mir unwillkürlich das Spektakel vor, von dem Konstantin berichtet. Wie man die 85 Meter hohe Statue, diese über achttausend Tonnen Beton, dort auf den Hügel aufgezogen hat; auf diese geschichtsträchtige Anhöhe, einst übersät mit den Überresten Gefallener. Acht Jahre lang hat man die Anlage gebaut, und am 15. Oktober 1967 wurde der Mamajew-Hügel eröffnet. Auf meine Frage hin erklärt mir Konstantin: „Wir waren bei der Eröffnung nicht dabei, ich war arbeiten und meine Frau auch. Meine Eltern waren zu der Zeit etwa 70, sie konnten auch nicht hingehen.“ Dass sie diesen Festakt verpassten, schildert Konstantin aber als keinen großen Einbruch. „Wir hatten ja alles schon gesehen während der Bauarbeiten.“ Zu solchen Anlässen, bei denen auch die Regierung zugegen ist, ginge man natürlich nicht an derlei Orte. „Du stehst da so eng gedrängt, und wenn dort so viele Leute sind, dann bist du schnell erschöpft. Besonders wenn du schon älter bist.“ Vom ersten Tag an ist es Konstantin und seiner Familie wichtig, „selbst, alleine und in Ruhe hinzugehen, mit den Kindern.“ Die Oma verweist auf ihr dickes Fotoalbum und schlägt die Seite mit dem Bild ihres Sohnes auf – Valerias Vater Stanislav. Ein vielleicht dreijähriger pausbäckiger Junge grinst keck in die Kamera. „Hier sitzt Stasik am Wasserbecken des Heldenplatzes“, erklärt Anna stolz. Konstantin fügt hinzu: „Ja, du nimmst ihn an der Hand und spazierst mit ihm und erzählst ihm.“ Zum Denkmal gingen sie generell nicht an öffentlichen Feiertagen, erklärt Anna. „Nur am Wochenende, dann sind weniger Menschen dort, dann kannst du in Ruhe alles betrachten, die Figuren, den Schmuck, was sie dort alles Neues hinzugefügt haben.“ Mir scheint, als existiere die staatliche Erinnerungskultur, die sich an einem der sechs Daten manifestiert, an denen Wolgograd wieder offiziell Stalingrad heißt und an denen Paraden und Salute die Stadt in den Ausnahmezustand versetzen, allen voran am *Tag des Sieges*, parallel zum individuellen Erleben des Ortes. Dieses schildern die Großeltern mir als ein privat-kollektives. Im Kreis der Familie kann man sich mit dem Ort wirklich auseinandersetzen, verstehe ich. Unwillkürlich bemerke ich, dass auch ich mich unbewusst mit der ruhigen, privaten Rezeption des Ortes beschäftige. Just am 15. Oktober 2017, als ich bei Konstantin und Anna auf dem gestreiften Sofa sitze und sie mir ihre Warte auf den Ort anvertrauen, feiert die öffentliche Seite das 50-jährige Jubiläum des *Erinnerungsensembles den Helden der Schlacht von Stalingrad*, wie die Anlage offiziell heißt. Einen Tag nach unserem Interview besuche ich den beinahe leergefegten Mamajew-Hügel. Vom Festakt am Vortag zeugt eine Vielzahl roter Nelken auf den Grabsteinen und eine Reihe Flaggen, die zwischen den Steinquadern mit den Namen der sowjetischen Heldenstädte darauf unermüdlich im rauen Herbstwind wehen. Der Ort wirkt wie zeitlos auf mich. Nur die Jahreszeiten umspielen den Ort, versetzen ihn in ein Heute und zeigen, dass das Leben weitergeht.

Valeria gehe nie zum Mamajew-Hügel, um dort mit ihren Freunden zu spazieren und währenddessen eine gewöhnliche Unterhaltung zu führen. Sie betont, es sei wichtig für sie, dass ich das weiß. Dort einfach zu spazieren, erwecke in Valeria ein Gefühl der Peinlichkeit. Einen kleinen Spaziergang allein, ja, das mache sie sehr gerne. „Dieser Ort ist ein Katalysator verschiedener Ideen in meinem Kopf“, erklärt sie. Es fällt Valeria schwer, sich klar auszudrücken und sie meint, dass hätte nichts damit zu tun, dass sie Deutsch mit mir spreche. Ich bekomme eine Ahnung davon, welche Größe und Kraft dieser Ort auf ihr Befinden und ihre Gefühlswelt hat, das zu versprachlichen würde es banalisieren. Für Valeria ist dieser Ort eine Möglichkeit, in sich zu kehren, Einklang und Inspiration zu finden. Was genau sie sich dann

ansieht, darüber sprechen wir nicht. In dem, wie sie erzählt, verstehe ich, dass es ihr nicht um eine genaue Betrachtung der Figuren geht, sondern um die Kraft, die von dem Ort ausgehend auf sie wirkt.



**Abb. 2: Mamajew-Hügel im Eröffnungsjahr 1967,
aufgenommen auf Höhe des „Kämpfers auf Leben und Tod“**

„Wenn man heute Syrien, Aleppo zeigt, dann schaut, hier war es genauso. Alles Ruinen.“
(Konstantin im Interview am 15. Oktober 2017)

Ein ähnliches, ja kathartisches Moment meine ich auch in den Schilderungen der Großeltern zu hören. Ihre Rezeption des Ortes ist aber im Unterschied zu Valerias unmittelbar mit dem Thema Krieg verbunden. Die Art, wie sie erzählen, zeigt sich mir als eine Verflechtung individueller Bilder über den Krieg, die sie sich durch Hörensagen zusammengebaut haben und durch das Schauen sowjetischer Kriegsfilm und der öffentlich propagierten Rolle des Krieges in der Geschichte der Sowjetunion. Anna erklärt: „Wir hatten nur den Film über die Schlacht von Stalingrad gesehen, und die Bewohner haben so viel erzählt. Wir sind also vor dieser Wand [sie spricht von den Mauerruinen] und stellen uns all diese Dinge vor, die wir gehört und im Film gesehen hatten.“ Die besondere Art der physischen Identifizierung vor Ort zeigen beide, wenn sie mehrmals die Gewaltigkeit der Anhöhe erwähnen. „Der Komplex erstreckt sich ja von unten nach oben. Das ist das wichtigste“, meint Konstantin und wird unterbrochen von seiner redseligen Frau. „Dieser Komplex ist sehr, sehr eindrucksvoll. Besonders diese Anhöhe. Dort geht immer ein sehr rauer Wind. Du schlägst dich durch den Wind wie die Soldaten, die dort gekämpft haben. Nicht zu glauben. Kämpfst dich durch den Wind nach ganz oben und dort bläst er dann von allen Seiten.“ Anna fährt fort: „Die Menschen haben dort einiges ertragen müssen, die eine und die andere Nation, die Russen und auch die Deutschen. Hungrig und kalt war ihnen allen, allen fiel es schwer.“ Mit diesem tiefmenschlichen Ausspruch hebt Anna die vordergründige Inszeniertheit des Ortes als einen heroischen

Verteidigerort, an dem es nur die Kategorien Sieger und Verlierer gibt, aus. Ich verstehe, wie für sie dort die pure Macht der Geschehnisse spürbar ist. Ist es nicht erleichternd, diesen Ort mit einer tiefen menschlichen Wärme zu begreifen und die Schrecken, die dort stattgefunden haben, durchleben zu können? Spannend, wie sich dabei die Kategorien des Siegers und Verlierers, des inszenierten Heroismus revidieren. Anna fasst den Ort als eine Erzählung „über die Kraft der Erfahrungen aus der Vergangenheit“ zusammen. Die Gewaltigkeit, „unwichtig, ob du den Krieg erlebt hast oder nicht“, sagt sie, sei an diesem Ort spürbar. Und ich verstehe: gar noch darüber hinaus – sogar unwichtig, auf welcher Seite du gekämpft hast oder zu welcher Nation du gehörst.



Abb. 3: Die Mayers mit russlanddeutschen Freunden Urgroßvater Fjodor Friedrichowitsch 4. v. r.

Weiter hinauf und der „Platz der Helden“ öffnet sich vor dir. Ein rechteckiges Wasserbecken, um ein Vielfaches größer als das erste. Linkerhand das Zitat Grossmans in eine etwa hundert Meter lange Mauer eingelassen, rechter Hand die Helden-Skulpturen. Birken umspielen angestrenzte Gesichter zwischen Todesmut und Verzweiflung. Du gehst entlang des Beckens und verschwindest an der Stirnseite des Platzes in eine Öffnung der Mauer. Wieder Treppen. Sphärische Musik dringt an dein Ohr. Einmal um die Ecke und vor dir die übergroße Hand. Weiß und kraftvoll greift sie aus dem Boden heraus, die Flammen ihrer Fackel lodern hoch. Die Wände des Pantheons – ein einziges Mosaik. In der sinkenden Sonne leuchtet der Raum in goldenem Licht. Entlang der Wand führt eine Spirale hinauf. Du umrundest das ewige Feuer und gelangst ins Freie.



Abb. 4: Die Mayers mit Familie Hildebrandt 1972, Konstantin 2. v. l.

Anspannung!“ Er ahmt die Gesichtszüge und die Kopfhaltung der Figur nach, indem er sein Gesicht verzieht, den Kopf beugt. Einige Sekunden verharrt Konstantin in dieser angespannten Pose. „Du bist so erstaunt und bewegt vom Können des Bildhauers, dass er

Konstantin sagt, der Platz der Helden mit seinen „eindrucksvollen und plastischen Figuren“ beeindruckte ihn am meisten. Während er erzählt, spiegelt er die ganze auf ihn wirkende Kraft der Figuren in seiner Mimik. „Dieser verwundete Großvater auf den Schultern der Frau. Und wie es der Armen schwerfällt, ihn zu tragen. Diese

einem all das vermitteln kann durch seine Figuren. Das muss er ja alles erinnern“, erklärt er seine Betroffenheit. Doch nicht nur die Plastiken wirken stark auf die beiden Alten. „Ja, an den Ruinenwänden, da gehst du ja die Treppe hoch, entlang der Reliefs, und da spielt auch Musik und der ‚Diktor‘ spricht. Als die *Mutter* noch nicht stand, gab es die Mauern aber schon, und es spielte die Musik, und das hat direkt auf dich gewirkt“, erinnert sich Konstantin an seine ersten Spaziergänge auf dem Mamajew-Hügel. Ich spreche sie auf den *Saal des Heldenmutes* mit dem ewigen Feuer an. „Im Pantheon, dort ist es feierlich, ja andächtig. Diese Musik...“, beschreibt mir Konstantin. Die Oma ergänzt wie so gern: „Ja und die feierliche Wachablösung. Das ist schön!“, und Valeria klärt ihre Großeltern auf: „Das ist übrigens deutsche Musik!“ Ich bin dankbar für diesen Einwurf und recherchiere. Man hört tatsächlich sphärische Klänge einer Choral-Fassung von Robert Schumanns *Träumerei*. Diese Elemente des Militärischen und der musikalischen Inszenierung mag für deutsche Augen und Ohren befremdlich wirken. Als die beiden Alten mir ihre Berührung durch diese Elemente gestehen, so erkenne ich eine tiefe Schönheit darin.

Auf verschiedenen Ebenen scheint dieser Ort für beide Generationen – für Konstantin und Anna als Wiederwolgograder und für ihre Enkelin, die ihr bisheriges Leben hier verlebte – in gewissem Sinne ein Türöffner zu sein, nicht nur ein persönlicher, um sich die durch die Deportation abhanden gekommene Heimat anzueignen. Das ältere Ehepaar erzählt, wie es nach seiner Rückkehr diesen Ort für interessierte russlanddeutsche Freunde aus dem Ural öffnete. „Als wir dann hier waren, sind wir häufig dorthin gegangen auf die Baustelle. Als unsere Bekannten im Ural von dem Denkmal erfahren haben, fragten sie, ob sie auch kommen könnten“, erinnert sich Konstantin. „Sie sind dann gekommen, und wir haben gemeinsam den Ort besucht.“ An anderer Stelle schildert er mir die Bedeutung des Ortes als zentralen Ausflugsort und Hauptattraktion der Stadt: „Uns haben Freunde aus dem Ural besucht. Wo soll man sie hinführen? Fahren wir also dorthin. Und sie haben natürlich auch alle gestaunt, ‚oh schau!‘ und waren sehr beeindruckt.“ Valeria zeigt ihren Freunden ebenfalls mit Freude diesen Ort. „Ich bin stolz darauf, so viele Kenntnisse über diesen Ort zu haben“, sagt die junge Wolgograderin. Im Rahmen eines Übersetzungspraktikums arbeitete sie als Exkursionsleiterin am Mamajew-Hügel und führte unterschiedlichste Besuchergruppen aus dem In- und Ausland auf Russisch und Englisch durch die Anlage. „Meine Freunde“ – viele von ihnen beschreibt Valeria als „skeptische Pragmatiker“ – „haben erst keine Lust auf den Ort. Wenn sie dann merken, dass ich so viel darüber weiß, fangen sie an Fragen zu stellen und sich wirklich zu interessieren. Ich verrate ihnen aber erst später, nach der Führung, dass ich dort mal als Reiseführerin gearbeitet habe.“



Abb. 5: Valeria als Exkursionsleiterin, Frühling 2015

Ihr Engagement schildert mir Valeria als ein tief empfundenenes Verantwortungsgefühl, dem Ort gegenüber aktiv zu werden. Es war ihr Wunsch, ihre Kenntnisse über die Anlage mit den Menschen zu teilen und dadurch noch tiefer in die Thematik einzusteigen. „Ich habe mich auf verschiedene Emotionen eingestellt, sie respektiert, das war für mich ganz wichtig!“ Valeria

erinnert sich sehr genau an die Reaktionen ihrer Zuhörerschaft. Manche Menschen, erzählt sie, hätten geweint, andere hätten besonders nach Fakten zum Krieg gefragt. Ich bin bewegt davon, wie feinsinnig und empathisch sie den Menschen diesen Ort eröffnen möchte; über die Gesundheit hinaus. Sie erzählt von vier Führungen, die sie an einem 8. Mai gegeben hätte. „Normalerweise macht ein Reiseführer höchstens zwei Führungen am Tag“, erklärt sie. An diesem wichtigen Tag der Kapitulation der deutschen Wehrmacht seien am Mamajew-Hügel sehr viele Menschen gewesen. „Manche von ihnen hatten einen sehr langen Weg nach Wolgograd, nur um den Mamajew-Hügel zu besuchen.“ Also hat Valeria an diesem Extremtag durchgearbeitet – trotz Fieber. Der offizielle *Tag des Sieges* wird in Russland am 9. Mai gefeiert, da es zum Zeitpunkt der Kapitulation in Moskau bereits nach Mitternacht war.⁴ Plötzlich verstehe ich, warum just einen Tag vor dem Staatsfeiertag so viele Menschen das Gelände besuchen. Es muss wieder einmal mit dem menschlichen Bedürfnis zusammenhängen, einen solchen Ort individuell oder im Rahmen einer Führung zu erfahren und losgelöst von den offiziellen zeremoniellen Feierlichkeiten. „Die Emotionen der Menschen waren für mich die Medizin, mit der ich weitermachen konnte und den Tag überstehen.“ Es habe sich für Valeria gelohnt. Sie habe besonders gerne die Geschichten hinter den Reliefs auf den Mauerruinen erzählt, erinnert sie sich. Mittels ihrer Hintergrundinformation hätten die Menschen die „Geschichte persönlich erfahren“ können. Sie erzählt davon, wie beeindruckt sie von den „Krankenschwestern“ der Stalingrader Schlacht gewesen sei. „Diese Mädchen waren 16 oder 17 Jahre alt“, hätten im Krieg Verwundeten geholfen, sie auf dem Schlachtfeld gefunden. Sie beschreibt ihre tiefe Bewegtheit durch diese Geschichten. Die Mädchen seien jünger gewesen als sie zu diesem Zeitpunkt. Valeria war damals 21 Jahre alt. Das existentielle Leben dieser Mädchen und besonders ihr Mut würde Valeria sehr inspirieren, gesteht sie mir.

Als ich Konstantin und seine Frau auf die staatliche Erinnerungskultur anspreche, wie sie den *Tag des Sieges* feiern würden, was sie tragen, so meinen sie ganz nüchtern: „Zum *Tag des Sieges* ziehen wir nichts Besonderes mehr an. Wir heften uns das Georgs-Band⁵ an die Brust und das war's.“ Konstantin erklärt seine geringe Unterstützung der öffentlichen Erinnerungskultur mit dem einfachen Argument: „Je mehr du dich entfernst vom eigentlichen Ereignis, je mehr nutzt sich das alles ab. Aber früher, was meinst du, da war das ein echter Feiertag. Wir haben uns abends mit Freunden getroffen, sind spaziert, sind bei jemandem zu Besuch gewesen oder haben selbst eingeladen. Das war ein Fest.“ Veteranen gäbe es ja kaum mehr, erklärt er. Mit ihnen hätten sie früher häufig am Tisch gesessen, und man hätte sich einiges erzählt. Ich kann vor mir sehen, wie sie in geselligen, fröhlichen Tischrunden zusammengesessen hatten. Den Kanon der gängigen Gedächtniskultur erfüllten sie nicht, da sie für derlei Massenveranstaltungen bereits zu „alt und schwach“ seien. „Ich schau mir immer an, wie dieser „bessmertnyj polk“ abläuft [er meint im Fernsehen], wie die Älteren da mitlaufen, wie sie auch noch die Anhöhe hinaufsteigen – schwer ist das.“ Auch den Ausflugsablauf hätten sie an ihr Alter angepasst. Sie kommen nicht von unterhalb, vom Lenin-Prospekt die Treppen hinaufgelaufen, sondern „fahren von der anderen Seite zum Hügel, parken auf dem Parkplatz und gehen in Ruhe von oben nach unten.“ Weiter erzählt Konstantin: „Du gehst von hier nach da, schaut. Es ist ja alles schon bekannt. Das einzige, was neu hinzukommt, sind neue Gräber. Tschuikow haben sie dort begraben. [Das war allerdings schon 1982 – Anmerkung der Autorin.]⁶ Und wer ist da noch von den, sagen wir, Helden? Aber im Großen und Ganzen

⁴ Vgl. hierzu GRABOWITSCH (2015 / 2017).

⁵ Vgl. KLEIN / HIMMELSPACH (2017).

⁶ Nach Wassili Iwanowitsch Tschuikow ist auch eine zentrale Straße, die parallel zur Wolgapromenade verläuft, benannt. Er ist einer von zwei Marshällen der Sowjetunion und einziger Befehlshaber der Schlacht von Stalingrad, der nicht in Moskau beerdigt wurde.

dasselbe. Das letzte Mal waren wir im Sommer dort, da haben sie gerade das Wasserbecken restauriert.“ In seinen Worten meine ich diese gewisse „Abgenutztheit“, die er beschreibt, zu erlauschen. Überhaupt seien sie die letzten 10 bis 15 Jahre nur noch selten auf dem Mamajew-Hügel. „Für die ganze Anlage reichen unsere Kräfte nicht mehr aus. Bis zur *Mutter*, bis zum Postament“ würden sie gehen.

„Es war früher, als man uns rehabilitiert hatte, nicht möglich genau an den Platz zurückzukehren, von dem sie dich genommen hatten. Man konnte sich nur am Nachbarplatz niederlassen.“ (Konstantin im Interview am 15. Oktober 2017)

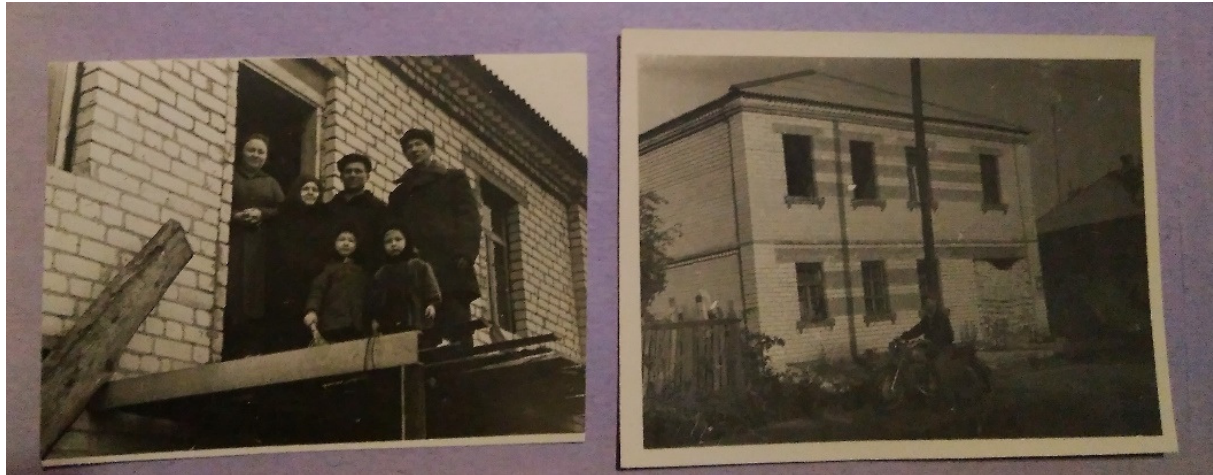


Abb. 6: Einzug in den Rohbau, 1963

Und dennoch: Wie stark ist diese Gebundenheit an die *Mutter Heimat* spürbar, wenn die Alten mir stolz erklären, sie würden die Skulptur von ihrem Flurfenster aus jeden Tag sehen. „Wenn du sie so siehst durch das Fenster, dann stellst du dir vor, wie alles hier zerstört war, wie alles in Trümmern gelegen ist. Wieviel Kräfte nötig waren, alles wiederaufzubauen. Jetzt freuen wir uns.“ Also ist die *Mutter* eine Allegorie des Wiederaufbaus? Ja, antworten beide einstimmig, des neuen Wolgograds. Das Paar erzählt mir, wie es Anfang der 60er-Jahre mit der Familie aus dem Ural nach Wolgograd zurückgekehrt und wie von dem Hause der Eltern „überhaupt nichts übriggeblieben“ sei. Nachdem sie übergangsweise in einer Wohnung wohnten, hätten sie sich diesen Grund, auf dem das heutige Haus steht, gekauft. Es war ein Rohbau. Konstantin beschreibt und zeigt später ein Foto: „Da waren Wände und das Dach“. Seine Frau Anna ergänzt: „Als wir herkamen, waren wir 24 Jahre alt, und in diesem Alter haben wir uns das Haus hier aufgebaut. In dieser Zeit war die ganze Stadt im Wiederaufbau, der Vater von Konstantin und er selbst haben begonnen, in der Fabrik ‚Roter Oktober‘ zu arbeiten. Die Stadt an der Wolga war ihr Heimatort.“ Konstantin hakt ein: „Meine Mutter stammt überhaupt aus Zarizyn – Stalingrad – Wolgograd.“⁷ Und mein Vater stammt aus Rosenberg, das liegt in der Nähe von Kalmückien. Etwa 200 Kilometer von Wolgograd.“⁸ Er stammte demnach aus der sogenannten Autonomen sozialistischen Sowjetrepublik der Wolgadeutschen, die bis zur Zwangsumsiedlung der Wolgadeutschen im Jahr 1941 bestand.

⁷ Diese besondere Stadtbezeichnung vernehme ich häufiger von Wolgograder. Die wilde Umbenennungshistorie spiegelt sich durch diese Art der automatischen Aufzählung der Städtenamen anschaulich wider.

⁸ Vgl. SPACK.

Für Valeria symbolisiert die *Mutter Heimat* die „heroische Stadt Wolgograd“. Sie sage immer, sie sei stolz auf ihre Stadt. Als sie mir von diesem Gefühl berichtet, erzählt sie, dass sie früher als Vielreisende etwa zweimal im Monat geschäftlich unterwegs gewesen sei, sehr häufig im europäischen Ausland. Valeria ist sehr aktiv im *Jugendring der Russlanddeutschen* und nimmt an zahlreichen Kongressen und Veranstaltungen von Minderheiten-Verbänden teil. Sie reise viel, besuche „neue Länder und neue Städte“. Manchmal spiele sie mit dem Gedanken umzuziehen, aber dann schlage sie sich diesen Gedanken gleich aus dem Kopf, weil sie wisse, dass Wolgograd ihre Heimatstadt sei. Eine so klar empfundene Verwurzelung an seinem Heimatort bewegt mich. Das erklärt sie mit dem Argument, dass die Menschen hier „ums Leben gekommen sind, um die Stadt zu verteidigen.“ Es sei ihre Verantwortung, hier zu bleiben. Dabei denke sie nicht zunächst an ihre Familie, die sie hier hält, sondern an alle Bürger der Stadt. „Ich bin stolz auf die Geschichte unserer Stadt, obwohl die Stadt zum Leben nicht perfekt ist.“ Die Stadt sei nicht Moskau oder Sankt Petersburg. Wegen der geringen beruflichen Perspektive zögen die meisten jungen Menschen in diese Metropolen, wenn nicht gleich ins Ausland, wie mir im Gespräch mit einigen Wolgogradern berichtet wird. Wenn sie von ihren zahlreichen Reisen wieder am Wolgograder Flughafen ankomme, so würde Valeria ein Gefühl der Zufriedenheit erfüllen. „Alle meine Freunde meinen, ich bin verrückt“, sagt sie ganz ernst. Einer der Orte, der für Valeria die Stadt ausmacht, sei der Mamajew-Hügel. Jeden Morgen und Abend fahre sie auf der zweiten Ausfallstraße an der *Mutter Heimat* vorbei. Häufig stehe sie dabei im Stau und könne der Figur einen langen Blick zuwenden. Die verschiedensten Stimmungen, die man im Alltag haben kann, Traurigkeit, Unruhe, all das verflüchtige sich durch den Blick auf die Figur, die man von der ansteigenden Ausfallstraße wunderbar beschauen kann. Der Blick auf den Hügel mit seiner aus der Weite sichtbaren Kolossalstatue erdet Valeria im Hier und Jetzt – beginne ich zu begreifen. Auf meine Nachfrage bestätigt Valeria dieses Gefühl eines Haltepunktes, der für sie von der Figur ausgehe.

Valeria, aufgewachsen im postsowjetischen Russland, ist im Vergleich zu ihrem Großvater eine Vertreterin der Russlanddeutschen in Wolgograd, die ihre deutschen Wurzeln wahrnimmt und öffentlich vertritt.⁹ Aber nicht nur. Sie zeigt sich mir als eine weltoffene, Vielfalt liebende und lebende junge Frau. Valeria erzählt mir, sie sei froh, in ihre Familie hineingeboren zu sein. „Ich bin eine Vertreterin verschiedener Kulturen – der deutschen, der bulgarischen, der russischen und ukrainischen – von Seiten meiner Mutter. Ich finde es supergeil, dass ich eine so reiche Mischung an verschiedenstem Blut in mir trage.“ Aufgrund dieser Vielfalt sei sie aktiv im *Jugendring der Russlanddeutschen*. Sie sei nicht hundertprozentig Deutsch oder Russisch, niemand in ihrer Familie spreche Deutsch, und sie habe es als zweite Fremdsprache nach dem Englischen gelernt. Aber genau über diese Vielfalt könne sie mit russlanddeutschen Jugendlichen aus Novosibirsk, Omsk oder Tomsk sprechen, sich über die unterschiedlichsten Familiengeschichten austauschen. „Das ist Russland: eine große Vermischung von Nationalitäten, Minderheiten, verschiedenen Kulturen und Sprachen.“ Verbinden würde sie mit anderen Minderheiten wie den Tataren, Tschetschenen, Deutschstämmigen etwas, das sie „staatliche russische Identität“ nennt. Dieses besondere Verhältnis zum Individualitäts- und Kollektivbewusstsein beeindruckt mich sehr. Valeria nimmt auch im gesamteuropäischen

⁹ Wenn Valeria auf ihren deutschen Familiennamen angesprochen wird, so begegne man ihr nicht selten mit dem Vorurteil, dass ihr Urgroßvater Nationalsozialist gewesen sei. Ohne Vorwurf erkläre sie dann, dass die Russlanddeutschen unter Katharina II. im 18. Jahrhundert nach Russland umgesiedelt seien und zur Zeit des Zweiten Weltkrieges nach Sibirien deportiert wurden. Vielen fehle das Wissen über die Geschichte der deutschen Minderheit in Russland. „Sie sind nicht schuldig. Sie sind gut ausgebildet, haben ihre individuellen Interessen, warum sollen sie etwas über Minderheiten wissen?“, sagt die 23-Jährige ganz klar.

Rahmen auf Kongressen teil, die sich mit der Thematik europäischer Minderheiten befassen. Im November, erzählt sie, wird sie das nächste Mal im Flieger sitzen. Diesmal nach Genf, wo sie an einem großen, mehrwöchigen Kongress der UN zur Minderheitenpolitik teilnimmt.

Durch meine Beschäftigung mit der Rezeption des zentralen Heimatsymbols der Wolgograder mittels Gesprächen mit der Wolgograder Familie Mayer, erschloss sich mir dieser Ort auf eine inspirierend intime Weise. Zunächst war ich überwältigt von der Kolossalstatue der *Mutter Heimat* und dem Pathos der Inszenierung des gesamten Gedenkkomplexes. Die Monumentalität des Betons, die musikalische Komponente, das Militärische wirkten jedoch wenig identifikativ auf mich und schreckten mich zunächst ab. Die Gespräche mit beiden Generationen haben mein Bild derart erweitert, dass ich den Ort ebenfalls als inspirierenden, identikativen Ort sehen kann. Der Austausch löste jede deutungsschwangere Kontextualisierung und jede schwarz-weiß-malende Kategorie wie Russe / Deutscher – Sieger / Verlierer und jeden Gedanken an staatliche Propagandakultur, die im westlichen Blick zu gerne verhöhnt wird, einfach auf. Denn überdauert nicht ein Denken an die Gewaltigkeit der Kriegserfahrung, an die Kraft des Wiederaufbaus, ein Gefühl der Identifikation mit dem Ort, an dem ich lebe, all dies? Ich spüre, dass die *Mutter Heimat* für jeden eine Einladung sein kann, ein Heimatsymbol zu werden und bin davon überzeugt, ich werde den Ort am Ende meines Aufenthalts in Wolgograd sehr vermissen.



Abb. 7: Blick von der zweiten Ausfallstraße aus auf den Mamajew-Hügel

(Foto: Camilla Lopez)

Über Serpentinaen gehst du hinauf zu ihr. An dir vorbei ziehen Grabsteine sowjetischer Generäle. Zick, zack und bis ganz hinauf. Am Plateau angekommen siehst du hinab auf die Ebene. Wie breit und blau die Wolga blinkt. Dort, das Fußballstadion. Links die Schlotte des Roten Oktober. Du bist am FuÙe der „Mutter“ angelangt. Nackt ist er, der Nagel beinahe so groß wie dein ausgestreckter Arm. Über deinem Kopf weht ihr Kleid hinweg. Der Wind auf dieser Anhöhe geht auch durch dein Haar.

Literaturverzeichnis

GRABOWITSCH, MISCHA (2015): *Tag des Sieges*: www.dekoder.org/de/gnose/tag-des-sieges (27.10.2017).

GRABOWITSCH, MISCHA (2017): *Der Große Vaterländische Krieg*: www.dekoder.org/de/gnose/grosser-vaterlaendischer-krieg (27.10.2017).

KLEIN, EDUARD / HIMMELSPACH, Anton (2017): *St. Georgs-Band*: www.dekoder.org/de/gnose/st%C2%A0-georgs-band (27.10.2017).

Der zentrale Erinnerungsort des Zweiten Weltkriegs in Wolgograd - die Beziehung einer deutschstämmigen Familie zu ihrer „Mutter Heimat“

SPACK, ALEXANDER (o. J.): Rozenberg [Lexikonartikel auf Russisch]:
lexikon.wolgadeutsche.net/article/731 (27.10.2017).

Abbildungsverzeichnis

Abb. 2: www.zeithistorische-forschungen.de/2-004/id%3D4765?language=en (27.10.2017).

Daliborka Maldaner

Der Einfluss der Brüder Grimm

auf die Visualisierung der serbischen und südosteuropäischen Literatur

„Es war einmal ...“ ist eine typische Einleitungsphrase für Märchen. Aber es ist kein Märchen, dass vor über zweihundert Jahren zwei Brüder begannen, das Beste aus der deutschen Erzählkunst zu sammeln. Die Geschichten, die mystisch, voller Gewalt und Grausamkeit, aber erzieherisch waren, wurden von einer Generation an die nächste weitergegeben. Märchen von Prinzessinnen, Schlössern, Magie, dunkle Sagen über Kannibalismus, Gewalt, Uneinigkeit, Mord und böse Stiefmütter. Die Brüder Grimm sammelten diese Volksmärchen und passten sie an Kinder an. Das erste adaptierte Märchenbuch für Kinder, *Kinder und Hausmärchen* von den Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm, wurde am 20. Dezember 1812 in Deutschland veröffentlicht. Dieses wertvolle Buch sollte als ein *Knigge* (TATAR 2003:19) dienen und eindeutig das Gute vom Bösen unterscheiden helfen. Im Laufe der letzten Jahrhunderte erschienen unzählige Ausgaben und das Buch wurde in 170 Sprachen übersetzt. Neben der Luther-Bibel ist es sicherlich das bekannteste Werk der deutschen Literatur. Der Einfluss dieses deutschen Kulturerbes auf die ganze Welt ist unbestritten. Im Laufe der Zeit, während diese Märchen Einfluss auf immer neue Generationen haben, werden sie als „Archetypen“¹ zu kollektivem Wissen. Einer der frühesten und sicherlich sehr wichtigen Einflüsse ist der Einfluss, den die ganze Arbeit der Brüder Grimm auf die serbische Sprache, Literatur und Grammatik hatte. Die Zusammenarbeit zwischen den Brüdern Grimm und dem Rechtschreib- und Sprachreformer der serbischen Sprache VUK STEFANOVIĆ KARADŽIĆ² begann unter dem Einfluss ihrer Freundschaft und war in erster Linie auf Volkstraditionen bezogen. Jakob Grimm schrieb die Vorrede für *Volksmärchen der Serben* von Vuk Stefanović Karadžić. Dieses Buch gehört zu den wichtigsten schriftlichen Werken des serbischen Kulturerbes. Die Studien der Brüder Grimm waren ein direktes Vorbild für die Entwicklung der Nationalphilologie, besonders der Slawistik. Jakob Grimm übersetzte die erste serbische Grammatik. Dies war von größter Bedeutung für die Verbreitung der serbischen Sprache jenseits der damaligen serbischen Grenzen. Durch das Werk von Vuk Karadžić wirkten die Brüder Grimm auf die gesamte serbische Grammatik und Sprachbildung. Vuk Karadžić und Jakob Grimm schrieben einander ständig Briefe, tauschten Texte zur Übersetzung aus, berieten und besuchten einander. Serbisches Literaturerbe wurde sicherlich von dieser Bekanntschaft beeinflusst. Die Tatsache, dass Vuk in Deutschland lebte sowie seine Doktorwürde waren ein Anreiz und Ausgangspunkt einer engeren Zusammenarbeit mit der intellektuellen Elite Deutschlands unter der Leitung von Jakob Grimm. Am 24. September 1823 verlieh die Universität Jena Vuk Karadžić die Doktorwürde. Durch das Werk von Vuk Karadžić entdeckten dann die Brüder Grimm die serbische mündliche Erzählkunst. Sie begannen wichtigen mündlichen Erzählstoff zu sammeln, der zur Märchensammlung *Kinder und Hausmärchen* wurde. Diese Sammlung ist auch heutzutage noch eine der einflussreichsten literarischen Werke weltweit. Abgesehen vom großen persönlichen Engagement und dem Einfluss ihrer Märchen prägten die Brüder Grimm auch die Entwicklung der serbischen Sprache und Literatur sowohl in Serbien, als auch in ganz Südosteuropa. Neben dem geschriebenen Text hat auch die illustrative Darstellung dieses

¹ „Archetypen“ sind laut C. G. JUNG Denk-, Gefühl- und Handlungsmuster, die von den Erfahrungen unserer Vorfahren stammen.

² VUK STEFANOVIĆ KARADŽIĆ (1787-1864) war serbischer Philologe, Sprachreformer, Sammler der Volkskompositionen und Autor des ersten Wörterbuchs der serbischen Sprache.

deutschen Kulturerbes einen großen Einfluss auf die Bildung literarischer Formen und der Kinderliteratur in diesem Bereich. Die Illustrationen und die Art und Weise ihrer Wirkung zusammen mit Wörtern nehmen einen zentralen Platz in dem Buch ein und sind dafür verantwortlich, wie die Geschichte gesehen wird (EVANS 2015:11,12). Es ist interessant, dass die zweite Ausgabe des berühmten Buches *Kinder und Hausmärchen* von Ludwig Emil Grimm, dem Bruder von Jacob und Wilhelm sowie Maler und Professor an der Kunstakademie in Kassel, illustriert wurde. Er schuf die Grundlage für die Figurengestaltung und ermöglichte den Symbolen, lebendig zu werden. Dieser visualisierte Text stellte eine Neuheit im damaligen Serbien dar und wirkte sich unbestreitbar auf die psychologische und pädagogische Entwicklung der neuen Generationen aus, zusammen mit den bereits veröffentlichten serbischen Volksmärchen, gesammelt von Vuk Stefanović Karadžić. Bei meiner Forschung zu den Auswirkungen von Bildern auf kulturelle Veränderungen nehmen die Illustrationen der Märchen der Brüder Grimm einen speziellen Platz ein. In der Tat können die Märchen der Brüder Grimm als die am reichsten illustrierten literarischen Werke in den vergangenen zwei Jahrhunderten angesehen werden. Die illustrierte Darstellung dieser Geschichten prägte tatsächlich die Veränderungen im Kulturbereich in Südosteuropa. Wenn Kultur sich auf das ganze gesellschaftliche Erbe einer Personengruppe bezieht, kann man sagen, dass diese illustrierten Märchen tatsächlich zu einem kollektiven Erbe werden und dadurch das vorherige Erbe einer Gesellschaft verdrängen. Die bisherigen Symbole in serbischen Geschichten – wie Drachen, Vampire, Werwölfe, alte Frauen usw. – wurden ersetzt durch Schneewittchens Apfel, Aschenputtels Glasschuhe, dem Frosch-Prinzen. Der pädagogische Wert dieser Märchen und ihrer visuellen Präsentationen in Serbien ist unbestreitbar, weil sie ein Teil der Erziehung fast jedes Kindes sind. Tatsächlich waren serbische und deutsche Märchen sehr unterschiedlich. Wenn man einen Vergleich der Darstellungen und Rollen der weiblichen und männlichen Figuren in deutschen und serbischen Märchen anstellt, kann man signifikante Unterschiede feststellen. Eine Neuheit, die durch diese Märchen nach Serbien kommt, ist eigentlich die Rolle, die Frauen in diesen Märchen haben. In der serbischen Volkstradition sind fast alle Hauptfiguren in Märchen Männer: junge Männer, Kaiser oder ehrliche arme Menschen. In den meisten Märchen, die von den Brüdern Grimm in Serbien übertragen wurden, spielen junge Frauen und Jugendliche tatsächlich die Hauptrolle. Dies wird auch dadurch verstärkt, dass in der letzten Ausgabe aus dem Jahr 1857 eine junge Frau eine der Hauptfiguren in 107 von 200 Märchen ist. Es ist wichtig darauf hinzuweisen, dass Märchen in der Volkstradition der indoeuropäischen Völker als so genannte Frauenliteratur zählen, wie Vuk Karadžić es selbst klassifizierte. Es handelt sich um Geschichten, die Großmütter und Kindermädchen an Töchter von einer Generation an die nächste weitergaben. Als Märchen an den aristokratischen Rahmen und den männlichen Kulturcode angepasst wurden, verloren sie den Kontakt zur weiblichen Kreativität, obwohl sie seit Jahrhunderten ein integraler Bestandteil der weiblichen Subkultur waren (Šarenac). In den letzten zweihundert Jahren, seit die Märchen der Brüder Grimm in Südosteuropa existieren, gab es unvermeidlich Veränderungen der kulturellen und soziologischen Perspektive bezüglich der Position der Frauen. Eine Frage, über die man nachdenken muss, bezieht sich auf den Einfluss dieser Märchen auf die Veränderungen in der südosteuropäischen Literatur und die Beziehung zwischen männlichen und weiblichen Figuren. In serbischen Volksmärchen zeichneten sich männliche Figuren durch körperliche Stärke, Zweckmäßigkeit, Furchtlosigkeit oder Schärfe aus. In den Märchen der Brüder Grimm sind weibliche Figuren gehorsame, unaufdringliche, schöne oder böse, hässliche und grausame Frauen. Männliche Figuren in diesen Märchen sind sekundär. Das Hauptthema sind hierbei gegensätzliche weibliche Figuren. Einige Studien zeigen, dass Märchen als Literaturgattung mehr auf heranwachsende Frauen zugeschnitten sind. Den Frauen wird hier

offensichtlich mehr Aufmerksamkeit geschenkt als den Männern. Auch wenn es auf den ersten Blick pädagogisch anders wirkt: Der Einfluss serbischer und deutscher Märchen ist gleichermaßen auf die Stärkung des Patriarchats ausgerichtet. Auf der einen Seite stehen die serbischen Märchen mit männlichen Figuren als die einzigen, die alle Probleme lösen können. Auf der anderen Seite gibt es die deutschen Märchen mit weiblichen Figuren, die mit ihrem Gehorsam, ihrer Ergebenheit und Güte nur die Segnungen des irdischen Lebens erwarten können. Diese strukturelle Hierarchie kann in die Theorie des französischen Ethnologen Arnold Van Gennep eingebaut werden. Er erkennt in den einzigartigen Elementen verschiedener Märchen die Übergangsriten³, die einer Person helfen, zwischen zwei Lebensstadien (Geburt, Erwachsensein, Ehe) zu wechseln. In Grimms Märchen ist das auf den „richtigen“⁴ Weg einer Frau gerichtet und in den serbischen auf den „richtigen“ Weg eines Mannes. So gibt es Annahmen, dass die wichtigsten Frauenfiguren in der jüngeren serbischen Literatur tatsächlich diese Rolle durch den Einfluss der Märchen bekommen haben. Während die Auswirkungen dieses deutschen kulturellen Erbes in Serbien und Südosteuropa „blühten“, wurden sie von den (westlichen) Besatzungsoffizieren nach dem Zweiten Weltkrieg indiziert, denn diese „hatten sich gefragt, wie diesem Volk der Dichter und Denker das Mördervirus in die Blutbahn kam, und sie waren in der wüsten Welt der Grimms fündig geworden“ (MATUSSEK).

Matussek meinte im *Spiegel*, dass die grimmsche Märchensammlung „das erfolgreichste Buch deutscher Sprache“ ist und eine Erkundungsfahrt in die „dunkle Seele“ bietet, dass aber die Deutschen die Lust verloren hätten, Märchen zu lesen. „Ja, die Grimms sind in China populärer als bei uns. Als Koseck mit seinem Dornröschenschloss zu Gast auf einer Touristikmesse in Shanghai war, berichtete „China Daily“ davon auf der Titelseite: *Dornröschen in Shanghai*. Was sehen die anderen in uns, das wir selbst nicht mehr sehen? Sind wir blind geworden, weil es mal eine Überdosis an düsterer Märchenhaftigkeit gegeben hat? Während der „Verbannung“ fanden die Grimm'schen Märchen aus Klassenzimmern und Kindergärten in Deutschland ihren Platz in Hollywood unter der Leitung von Disney. Dies ist der Präzedenzfall der visuellen Darstellung dieser Märchen für die ganze Welt. Die am breitesten gestreute und berühmteste Visualisierung dieser Märchen ist die Verfilmung in Walt Disneys Zeichentrickfilmen. Es ist schwierig für ein modernes Kind, ein anderes Aussehen von Schneewittchen oder der bösen Hexe, Aschenputtel oder Dornröschen zu akzeptieren, als es von Disney dargestellt ist. Durch diese neuen Medien wurde der Einfluss dieses so wichtigen deutschen National- und Kulturerbes weiterverbreitet. Das Schloss am Anfang jedes Disneys-Zeichentrickfilms ist eigentlich ein Denkmal der deutschen Kultur: Neuschwanstein. Dieses Denkmal der deutschen Kultur ist zu einem Symbol für Märchen mit einem Happy End geworden. Genau dieses Gerechtigkeitsempfinden (jede Verfehlung der etablierten sozialen Regeln wird bestraft) hat viele Psychologen und Psychoanalytiker angezogen, diese Märchen zu analysieren und darauf hinzuweisen, dass sie unbestreitbare pädagogische Bedeutung haben und Kindern helfen, ihre Ängste, Familienfrustrationen und Schwierigkeiten zu überwinden. Die Arbeit, die für die Brüder Grimm zehn Jahre dauerte, brachte ihnen

³ Das Thema von Van Genneps Forschungen und Schlussfolgerungen sind die wiederkehrenden entscheidenden Lebenssituationen als Teil einer kollektiven Zeremonie (von Geburt, Taufe und Kindheit, über Verlobung und Hochzeit, bis hin zu Tod und Beerdigung) als Beweis der Stärke der Gemeinschaft und Gesellschaft und als eine Form der Einführung eines Individuums in die Pflichten und Privilegien. Es geht um den kollektiven Übergang von einer sozialen, körperlichen und spirituellen Form der Existenz zu einer anderen.

⁴ Dies bezieht sich auf die sozial verträglichen Verhaltensweisen der Männer und Frauen in der Zeit, als diese Märchen niedergeschrieben wurden.

Unsterblichkeit und den Verlegern Reichtum und eine Chance, ständig neue und „beste“ Auflagen zu veröffentlichen, die neuen Generationen von Kindern viele Werte beibringen. Ein Märchen gibt uns Hoffnung auf eine bessere Welt. Einer psychologischen Forschung in Serbien zufolge sind diese Märchen immer noch ein Lieblingsbuch, das die Eltern für ihre Kinder wählen. Dieses deutsche Kulturerbe hat jahrhundertlang die neuen Generationen in Südosteuropa geprägt und diese Generationen geben sie an ihre Nachkommen weiter.

Literaturverzeichnis

- BOEHM, GOTTFRIED (1994): *Was ist ein Bild?* München.
- BRYSON, NORMAN (1991): *Word and Image*. Cambridge.
- GENNEP VAN, ARNOLD (1960): *The Rites Of Passage*. Chicago.
- GILBERT, SANDRA / GUBER, SUSAN (1979): *The Woman Writer and the Nineteenth-Century Literary Imagination*. Yale.
- HASSE, DONALD (2008): *The greenwood Encyclopedia of Folktales and Fairy Tales*. Greenwood.
- KARADZIC, VUK STEFANOVIC (2000): *Serbische Volksmärchen*. Belgrad.
- POPOVIC, MAIJANA (2013): *Die Rolle von Märchen in der analytischen Psychotherapie*. [Doktorarbeit Belgrad].
- ŠARENAC, NADJA: *Folkloristika i psihologija II – Analiza bajke*: <http://mentalwellness.rs/folkloristika-i-psihologija-ii-analiza-bajke/> (14.11.2017).
- STEINER, WENDY (1986): *The Colors of Rhetoric. Problems in the Relation between Modern Literature and Painting*. Chicago.
- STÖCKL, HARTMUT (2004): *Die Sprache im Bild – Das Bild in der Sprache*. Berlin / New York.
- TATAR, MARIA (2003): *The Hard Facts of the Germans Fairy Tales*. Princeton.
- (2012): *The Annotated Brothers Grimm*. New York.

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

Inés Noé

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

„Und was ist Lüge anderes als Literatur? (Nun ja, manche mögen in der Literatur die Wahrheit sagen, aber sie ist es nicht; während sie noch ausgesprochen wird, rinnt die Wahrheit aus wie aus einem Kleidungsstück, das zu heiß gewaschen wird und seine Farbe verliert, wir würden alle blass werden, würden wir mit der Wahrheit konfrontiert, was für ein Glück, dass es sie gar nicht gibt!).“

Elfriede Jelinek

Im Jahr 1986 schreibt Klara Sch. aus Karaganda der deutschsprachigen Zeitung „Freundschaft“ einen Brief. Sie schildert ihre Erinnerungen an die Arbeitsbedingungen in der Trudarmee, an die niedrige Bezahlung, an die Schrecken des Krieges. Wie schwer es sei, auch heute zu leben: „Es ist doch, als würden wir Deutschen in der Sowjetunion nicht existieren.“

Dieser Brief hätte zu den Akten gelegt werden können, nachdem er gelesen wurde. Doch ein Redakteur der Tageszeitung, Ernst Norden, schreibt einen Artikel, in welchem er öffentlich auf den Brief der Leserin antwortet. Er will aus dem Spezifischen etwas Allgemeines machen. „Ein Blick auf die Wirklichkeit hinter dem Zaun hervor“, dafür plädiert er. Der Artikel ist ein Rückblick in die Geschichte und er provoziert. Norden schreibt über die gemeinsame russlanddeutsche Vergangenheit. Ja, es sei schwer gewesen, gibt er Klara Sch. Recht. Aber nicht nur für die Deutschen. Ja, die Arbeit war hart und sie hätten gehungert. Doch das sei die Schuld des Krieges gewesen, nicht der Regierung. Sie alle hätten gelitten. „Das Leid ist keine nationale Frage.“ Und dann macht der Journalist etwas Interessantes: Er bringt eine Erzählung mit ins Spiel. *Unser Hof* von Hugo Wormsbecher, einem bekannten deutschen Autor von der Wolga.

Diese Erzählung ist die Geschichte des Untergangs einer deutschen Familie in der Sowjetunion. Aus der Sicht des jüngsten Sohnes wird aus naiver und doch alle Umstände beachtenden Perspektive erzählt, wie ihn ein Mitglied nach dem anderen verlässt. Damit werden alle Leiden und Gefahren der 1940er Jahre personifiziert: Der Vater stirbt in der Arbeitsarmee, die Mutter an Erfrierungen, die Schwester wird von den Wölfen gefressen und der Bruder zieht aus, um die Großeltern zu suchen, die seit der Deportation woanders leben. Zum Ende bekommt das Kleinkind Fieber und träumt von dem ehemaligen Hof an der Wolga, dass dieser geflutet wird, untergeht, und mit ihm seine Familie und Nachbarn. Am Ende lässt der Junge symbolisch die Seilwinde los, an die er sich noch klammert, um selbst im Wasser unterzutauchen, wo seine Verwandten auf ihn warten. *Unser Hof* beschreibt den Niedergang einer Familie, die stellvertretend für den wolgadeutschen Weg und für das Unglück des Krieges steht. Die Familie ist ein Beispiel für ein ganzes Volk: Die Wolga-, Russland- oder Sowjetdeutschen – die deutsche Minderheit in der Sowjetunion.

Ernst Norden erwähnt diese Erzählung, um sie zu kritisieren. Die gemeinsame Vergangenheit würde darin aus einer verklärten und einseitigen Perspektive dargestellt. Die Arbeitsweise des Autors sei unvollständig: „Von historisch beglaubigten Tatsachen berichtend,

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

unterlässt er gleichsam aus Versehen die anderen.“ Um diese Behauptung zu belegen, analysiert Norden die Erzählung *Unser Hof*. Jeder Anklage des Textes – also dem Schicksalsweg einer jeden Figur – stellt Norden sein Verständnis der Geschichte entgegen. Das Arbeitslager ist eine der Stationen, welche die sowjetdeutsche Geschichte ausmachen. In den 40er Jahren haben viele Deutsche in Lagern gearbeitet, die auch Arbeiterarmee, Arbeit im Hinterland oder – eingedeutscht – Trudarmee genannt werden. Nicht nur Deutsche waren dort zwangsweise untergebracht, nicht alle von ihnen, aber doch viele. Heute ist die Trudarmee ein zentrales Motiv der gemeinsamen Erinnerung der Russlanddeutschen.¹

Dieses Lager hat Wormsbecher in seiner Erzählung deshalb thematisiert, da es für den Tod des Vaters und indirekt für den der Mutter verantwortlich ist. Norden schreibt diesbezüglich: „Das ist ein realer Fakt. Die Sowjetdeutschen waren tatsächlich in die Arbeiterarmee mobilisiert worden und taten viel für unseren gemeinsamen Sieg über den Faschismus.“ Er beteuert: „Diesbezüglich gibt es in der Geschichte Befehle des sowjetischen Oberkommandos und Dankschreiben des Oberkommandierenden, die in der Presse jener Jahre veröffentlicht wurden.“ Norden zweifelt gar nicht daran, dass das Leben schwierig gewesen sei. Nur den entscheidenden Unterschied sieht er in der nationalen Betrachtungsweise; darin, „dass die Arbeitsarmee keine ‚nationale Formierung‘ war und ihr Vertreter fast aller Völker unseres multinationalen Staates angehörten.“ Die Arbeiterarmee habe sich „nicht auf die mobilisierten Sowjetdeutschen“ gestützt. Das ist der Kern von Nordens Kritik an dieser Erzählung. Und *Unser Hof* würde die Ansichten der Klara Sch. „einfach bellestrieren“.

Wie viele Artikel jener Jahrzehnte schließt auch Norden seinen Text mit Zitaten des Politbüros ab. Vorher nennt der Journalist die Arbeitsweise des Schriftstellers Wormsbecher das „Genre des Verschweigens“, das „auf völlig unkriminelle Weise die Wahrheit in halbe Wahrheit verwandelt und auf diese Weise den Leser irreleitet, ein Volk von dem anderen isoliert und es mit einem willkürlich konstruierten historischen Schicksal versieht.“ Gleichzeitig wirft Norden der Leserin Klara vor, sie würde „die Fakten unserer Geschichte willkürlich auslegen.“ – „Entweder kennen Sie unsere Geschichte nicht, oder wollen Sie diese nicht kennen?“ Der Autor kreiert durch seine Kritik in seinem Artikel zwei Arten von Sowjetdeutschen: Jene, die die Geschichte durch den Filter des nationalen Leidens sehen, Wormsbecher und Klara Sch. Und die Anderen, welche das Leiden in die Ideologie der sowjetischen Gleichberechtigung einbetten. Zu letzteren zählt sich Norden selbst. Es ist von halben Wahrheiten und willkürlich konstruierter Geschichte die Rede. Von der einen Wirklichkeit, welche erst gesehen werden kann, wenn man hinter dem nationalen Zaun hervorschaut. Es wird argumentiert, Belege werden gesucht. Aber was sucht ein literarisches Werk zwischen diesen Fronten?

Die deutschsprachige Tageszeitung „Freundschaft“ wird bereits 1966 in Zelinograd, Kasachstan gegründet. In diesem Jahr hat die deutschsprachige Minderheit in der Sowjetunion bereits eine bewegte Geschichte hinter sich. 1941 löst die Sowjetunion unter Stalin die Autonome Wolgarepublik der Deutschen auf. Angehörige der Minderheit werden verstreut insbesondere in die unbesiedelten Regionen Sibiriens und Kasachstans verschickt oder ins Arbeitslager gebracht. Das Dekret beinhaltet auch ein Schreib- und Publikationsverbot für

¹ In der 160-seitigen Publikation *Keiner ist vergessen. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Deportation der Deutschen aus Russland* der Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. von 2011 ist 47 Mal das Wort „Trudarmee“ zu finden, darüber hinaus 58 Mal „Arbeitslager“, 37 Mal „Arbeitsarmee“ und 71 Mal „Zwangsarbeit“.

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

sowjetdeutsche Schriftsteller. Die kulturellen Bewegungen in deutscher Sprache stagnieren vollkommen durch das Verbot und das Fehlen einer geographischen Einheit (ENGEL-BRAUNSCHEIDT 1985:131). Erst 1964 werden die pauschalen Beschuldigungen gegen die Angehörigen der deutschen Minderheit in der Sowjetunion offiziell zurückgenommen, womit auch das Schreibverbot ein Ende hat. Eine interne Organisation der deutschen Minderheit wird so wieder möglich, kulturelle Aktivitäten sowie der Kampf um Autonomie leben wieder auf (KIRJUCHINA, 2000:38). Die Forderung nach der Rückgabe der Gebiete der ehemaligen Wolgarepublik sowie der Autonomiegedanke ziehen sich seit den 1950er Jahren bis zum Ende der Sowjetunion, bleiben aber erfolglos (KRIEGER 2011:32).

Die „Freundschaft“ erscheint also nur wenige Jahre nach der öffentlichen Rehabilitation der Deutschen aus der Sowjetunion und nur kurz nach der Aufhebung des Schreibverbots. Von jenen, die 1941 von der Wolga vertrieben wurden, leben noch einige. Die Tageszeitung ist bereits das dritte Periodikum in deutscher Sprache auf dem Gebiet der Sowjetunion. Nach der „Roten Fahne“ aus der Altairegion und dem „Neuen Leben“ aus Moskau füllt die „Freundschaft“ eine bedeutende Lücke, denn zu jener Zeit lebt rund die Hälfte aller Russlanddeutschen auf dem Gebiet der Kasachischen SSR. Die deutschsprachige Presse in der Sowjetunion der Nachkriegszeit ist daher ein Balanceakt zwischen der Pressezensur des Regimes und den Autonomiebewegungen der Minderheit. Auch die „Freundschaft“ stellt sich bald in die Tradition der bereits publizierenden deutschsprachigen Zeitungen und etabliert in den ersten Wochen eine Literaturseite, welche daraufhin regelmäßig Texte in deutscher Sprache und unterschiedlichen Genres von sowjetdeutschen Schriftstellerinnen und Schriftstellern der Leserinnen- und Leserschaft zugänglich macht. Die Literaturseite existiert über Jahrzehnte, sie wird zum Raum und Sammelpunkt sowjetdeutscher Literatur, zur Institution.

Die Zeitung hat auch generell einen Hang zur Literatur. Literarische Genres sind nicht, wie in heutigen Zeitungen, auf das Feuilleton beschränkt. Gedichte hier, ein Fortsetzungsroman dort, ein paar Verse jeden Sonntag. Literatur füllt die Kinder- sowie die Frauenseite, sie findet sich überall. Die Tageszeitung ersetzt immerhin den fast vollständig fehlenden Zugang zu Büchern in deutscher Sprache.² Tagespolitik, sowjetische Propaganda, die Interessen der Minderheit und Literatur werden miteinander, nebeneinander, durcheinander veröffentlicht. In Kasachstan lebt nicht nur die Hälfte aller Sowjetdeutschen, sondern auch die Hälfte aller sowjetdeutschen Literaturschaffenden (BELGER). Und: Die Redaktion der „Freundschaft“ besteht hauptsächlich aus Schriftstellern.³

Was ist von dieser produktiven Literaturseite also zu erwarten? Werden die großen Themen einer großen Minderheit hier poetisch verarbeitet? Wird hier Geschichte gemacht?

Ljubow Kirjuchina ist dieser Meinung. In ihrer Arbeit zeigt die Literaturwissenschaftlerin auf, dass insbesondere „Muttersprache“ und „Heimat“ Motive der sowjetdeutschen Literatur ab den 1940er Jahren sind. Die Autorin fasst dabei die Texte jener Zeit als „empirische

² Rechnungen ergeben, dass 1935 im Wolgagebiet 120 Bücher pro Einwohner existierten, während es von 1960-1985 in der gesamten Sowjetunion nur 0,38 Bücher pro Einwohner der deutschen Minderheit gab. Vgl. KIRJUCHINA (2000:45).

³ Dominik Hollmann und Ernst Kontschak sind beispielsweise Teil der ersten Redaktion, „bei den Sowjetdeutschen als Erzähler bekannt“. Hollmann äußerte sich, dass er in der neugegründeten Freundschaft „gern solche jungen und begabten Schriftsteller wie Alexander Reimgen, der ja gar nicht weit weg lebt, als ständige Mitarbeiter sehen will.“ In: DAZ: *Eine Zeitung wird geboren*, 28.02.2016, <http://daz.asia/blog/eine-zeitung-wird-geboren/>, ursprünglich in: Neues Leben, 19.01.1966 (19.10.2017).

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

Geschichtsbilder“ auf, „die nicht nur die Geschichte der deutschen Minderheit in der ehemaligen Sowjetunion, sondern auch die des Staates der Mehrheit dokumentieren“ (KIRJUCHINA 2000:10).

Herold Belger, einer der bekanntesten russlanddeutschen Schriftsteller aus Almaty, hat durchaus eine Erwartung an die Literatur. 1995 konzipiert er ein Verzeichnis russlanddeutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, um in gesammelter Form das russlanddeutsche literarische Vermächtnis aufzubewahren:

Ich halte es für meine Pflicht, die Namen der russlanddeutschen Literaten festzuhalten, die im Maße ihres Talentes und ihrer Möglichkeiten das Leben, die Geschichte, die Schmerzen und die Hoffnungen ihres ruhelosen Volkes in ihren Werken widerspiegeln, um sie für die Nachfahren zu erhalten (BELGER 1999:12).⁴

BELGER (1999:13) schreibt dem literarischen Werk die Intention zu, für die „Nachfahren“, für ein nationales Gedächtnis geschaffen zu werden: „Das wäre der beste Beweis dafür, dass wir trotz alledem nicht Staub im Winde waren oder sind.“ Das Sammeln von Schriftstellerinnen und Schriftstellern wird zur Konzeption eines Werkes, wird zu der dann benennbaren Literatur der Russlanddeutschen, die sich nach innen identifiziert und nach außen abgrenzt. Die bewegte Geschichte der deutschen Minderheit wird in direkten Zusammenhang mit den Themen und Motiven in der Literatur gestellt und diese wird somit zum Garanten, dass „der Wind der Zeit [k]eine ganze Kultur auslöscht.“ Gedichte und Erzählungen sollen ein „Volk auf dem Weg“ sowie eben diesen Weg widerspiegeln. Der Angst vor dem Vergessen setzt Belger das Bleibende, die Schrift, entgegen. Die Erwartung an die Literatur aber kommt nicht nur von innen, auch von außen kommt sie. Denn auch die Partei erwartet. Bereits nach wenigen Monaten des Erscheinens der Tageszeitung – die Literaturseite ist bereits in vollem Gange – wird unmissverständlich deutlich gemacht, dass auch die Literatur, die veröffentlicht wird, klarer Überwachung ausgesetzt ist. Auf einer Literaturseite im Mai 1966 ist neben den üblichen Titel der Seite und der kleinen schwarzen Schreibmaschine ein kleines, unauffälliges Kästchen gedruckt:

Die Partei erwartet von den Kunstschaffenden neue, bedeutsame Schöpfungen, die durch die Tiefe und Wahrheitstreue der Lebensgestaltung, durch die Macht des von hohen Ideen getragenen Pathos, durch hohes künstlerisches Niveau für sich einnehmen und aktiv dazu beitragen, das geistige Gepräge des Erbauers des Kommunismus zu formen, die den Sowjetmenschen hohe moralische Qualitäten, Treue zu den kommunistischen Idealen, Zivilcourage, sowjetischen Patriotismus und sozialistischen Internationalismus anerziehen.⁵

Die kleine Meldung zeigt, dass nicht nur die politischen Publikationen des Presseorgans einer Zensur unterliegen, sondern ebenfalls die Kunst, in diesem Falle die Literaturseite. Die Erwartung bezieht sich auf „Wahrheitstreue“ und die Ziele der Partei, der Sozialistische Realismus klingt an. Die Literaturseite ist damit kein freier Ort des Verarbeitens einer gemeinsamen Vergangenheit. Jedes Lesen dieser Seite wird zur Ambivalenz: In den Zeilen muss auch immer zwischen den Zeilen gelesen werden. „Worüber wird geschrieben?“ ist eine

⁴ Die alte Rechtschreibung ist in diesem sowie den folgenden Zitaten durch die neue Rechtschreibung ersetzt worden.

⁵ *Aus der Resolution des XXIII. Parteitags der Kommunistischen Partei der Sowjetunion zum Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees der KPdSU*, In: „Freundschaft“, Literaturseite, 29.05.1966.

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

interessante Frage, um an die Literaturseite der „Freundschaft“ heranzutreten. Noch aufschlussreicher könnte sein: „Worüber wird nicht geschrieben?“

Die Wolga ist ein gutes Beispiel für dieses Nicht-Geschriebene. Denn allein das Wort steht für die Sowjetdeutschen nach 1941 für eine neue und gleichzeitig alte Heimat. Inzwischen liegen über 2000 Kilometer zwischen der Wolga und der noch neueren Heimat, Kasachstan. Der Fluss im Südwesten Russlands symbolisiert fortwährend den Autonomiegedanken der Deutschen in der Sowjetunion sowie ihr Anliegen, die alten Gebiete der Wolgarepublik nach dem Krieg zurückzuerhalten. Die Forderungen, welche einige Angehörige der Minderheit vor die Partei tragen, werden abgelehnt (PAULSEN 2001:31).⁶ Die „Freundschaft“ wird mitten in dieser Zeit gegründet, und es ist auffallend, dass seit der ersten Ausgabe 1966 das Wort Wolga auf der Literaturseite quasi nicht auftaucht.

Der Schriftsteller Alexander Henning thematisiert die fehlende Wolga, als er im Herbst 1966 eine „Literaturkritische Abhandlung“ für die Literaturseite der „Freundschaft“ verfasst. Er bemerkt, dass zwar viele hier veröffentlichte Werke in Raum und Zeit der Wolgarepublik ähnelten, kritisiert aber, dass die Schriftstellerinnen und Schriftsteller diese nicht deutlicher machten: „Was hinderte denn eigentlich es zu veranschaulichen?“, fragt er, und meint weiter:

Zum 50. Oktoberfest entschließt sich bestimmt mehr als einer unserer Erzähler oder Dichter zu Werken, die mit jenem großen Datum verbunden sind. Werden denn dann die Autoren um die Namen der Handlungsorte, die meist in der alten Heimat liegen, auch wie die Katze um den heißen Brei herumgehen?

Wie eine Katze um den Brei umgehen es also die Literaturschaffenden jener Jahre, die brisanten Themen, die gleichzeitig für die Minderheit so von Bedeutung sind, beim Namen zu nennen. In krassem Kontrast zu diesem Verbleiben im Unkonkreten steht ein Gedicht von Dominik Hollmann, welches bereits in den 1960er Jahren geschrieben wurde – also im Rahmen der erstmalig wieder aufkommenden Autonomiebestrebungen. Allerdings wurde es nie in der „Freundschaft“ veröffentlicht, obwohl Hollmann einer der Schriftsteller ist, welche die Literaturseite wöchentlich füllten. Das „Wiegenlied einer wolgadeutschen Mutter“ hat stark nationalistischen und revolutionären Charakter. Es ist an ein Kind gerichtet, welches in der Wiege schläft: „In dem großen Sowjetlande / jedem blüht sein Glück. / Du allein bleibst ein Verbannter, / denn zum heimatlichen Strande / darfst du nicht zurück.“ Die letzte Strophe klingt kämpferisch: „Wachse Kind! Straff deine Sehnen! / Sei kein stummer Knecht! / Denk an deiner Mutter Tränen / und verlang dein Recht!“ Auch wenn der Wunsch nach Autonomie mit diesen Worten in der deutschen Minderheit lange Zeit gärt, wird die Literatur in der „Freundschaft“ diesbezüglich nie so explizit. Das Gedicht wird Ende der 1980er Jahre veröffentlicht und seither viel zitiert.

Doch das Tauwetter der Perestroika ist auch in der „Freundschaft“ zu spüren. Eine Stimmung des Umbruchs lässt das Selbstbewusstsein auch der Angehörigen der Minderheit wachsen. Die Wolga wird zum Schauplatz zahlreicher Erzählungen, wobei der Handlungsort in diesen Texten nicht zwischen den Zeilen steht, sondern bewusst bereits zu Beginn des Textes beim Namen genannt wird (KIRJUCHINA 2000:34).⁷ Im Jahr 1987 finden sich dafür

⁶ „Zwei Delegationen von Russlanddeutschen reisten 1965 nach Moskau und versuchten vergeblich, eine Wiederherstellung der Deutschen Autonomie an der Wolga zu erreichen.“ Unter ihnen ist auch Hugo Wormsbecher. Siehe PAULSEN (2011:131).

⁷ Kirjuchina geht so weit, zu behaupten, die literarischen Zeugnisse aus der Zeit der Perestroika gingen „der historischen Forschung voran“. Siehe KIRJUCHINA (2000:34).

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

mehrere Beispiele: Erna Hummels Fortsetzungserzählung *Wie die Alten sungen*⁸ beginnt mit den Worten „Das Dorf liegt an der Wolga“. Auch Friedrich Bolgers kurze Erzählung *Abendklang*⁹ nennt das ehemals fast verbotene Wort gleich im ersten Satz: „In den letzten Vorkriegsjahren war ich Lehrer in einem deutschen Dorf an der Wolga.“

In den 1980er und 90er Jahren ändert sich vieles. Meinungsäußerung, Aufklärung, Aufarbeitung sind Ziele, die nach jahrzehntelangem Schlaf langsam wieder zu bewussten Themen werden, auch in der Presse. Unter der Leitung des neuen Chefredakteurs Konstantin Ehrlich, der von 1988 bis 1999 die „Freundschaft“ leitet, so schreibt Johann Kampen zum 50. Geburtstag der Zeitung, sei das Periodikum zu einer „Glocke der Freiheit“ geworden, welche aufklären solle: „Aufklärung war eben in den 80er und 90er Jahren mehr denn je gefragt“. Die Aufklärung – über die Geschichte? Aufklärung darüber, was „wirklich“ passiert ist? Aufarbeitung der gemeinsamen Vergangenheit? Und was genau ist diese Vergangenheit, über die so lange geschwiegen wurde? Über die sich nicht kollektiv ausgetauscht werden konnte?

Das, was die Sowjetdeutschen zu jener Zeit eint, sind zunächst die pauschalen Beschuldigungen für ihr Deutschsein durch stalinistische Repression. Und später, trotz fehlender geografischer Einheit, die deutsche Sprache, die selbst nach dem jahrzehntelangen Sprachverbot noch praktiziert wird. Was aus dieser Sprache gemacht wird, schafft die gemeinsame Identität. Lässt sich jetzt, gemeinsam, eine russlanddeutsche Vergangenheit rekonstruieren? Die „Freundschaft“ sieht darin eines der „aktuellen Probleme[...]“¹⁰, das in der Zeitung behandelt werden soll. Damit passt die Diskussion, die Ernst Norden mit seinem Artikel in Gang gebracht hat, gut in jene Zeit, Ende der 80er Jahre: „Ein Blick in die Wirklichkeit hinter dem Zaun hervor“. Aber wie unterschiedlich die Wirklichkeit ist, zeigt, wie sich Hugo Wormsbecher, Klara Sch., Ernst Norden und Leserinnen und Leser der „Freundschaft“ in diesen Diskurs einschreiben, indem sie über ein lange beschwiegenes Thema diskutieren. In der Rubrik „Meinungen“ wird Monate später eine Auswahl zahlreicher Stellungnahmen von Leserinnen und Lesern abgedruckt, welche auf Nordens Artikel durch Leserbriefe reagiert haben. Die Leserinnen und Leser melden sich zu Wort, denn es geht um ein Thema, das polarisiert.

Der ehemalige Leiter der Literaturabteilung der „Freundschaft“, Leo M., beschreibt beispielsweise seine Erinnerung, wie er vor einigen Jahren, 1972, Wormsbechers Erzählung für die Literaturseite der „Freundschaft“ abgelehnt habe, weil ihm „das Geschehen [...] zu einseitig gestaltet“ sei.¹¹ Die Leserin Rosa S. hingegen meint, der Journalist habe die Erzählung *Unser Hof* „einfach nicht verstanden“. Jeder von Nordens Sätzen klinge „als Tatsache, die nicht weiter zu bestreiten ist“. Die Leserin sieht vielmehr erfreut, dass das Thema „Krieg und Arbeitsfront“ in der Erzählung so behandelt wurde wie sonst nie: „Warum sollte denn eigentlich Hugo Wormsbecher in jeder Zeile seiner Erzählung Patriotismus und Internationalismus besingen? Hätte das einen Zweck, könnte das einen Eindruck auf die Leser machen?“ Rosa S. endet mit den Worten: „Hauptsache ist, die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit des Schicksals eines ganzen Volkes für die anderen Völker unserer multinationalen

⁸ In: „Freundschaft“, Literaturseite, 08.08.1987.

⁹ In: „Freundschaft“, Literaturseite, 10.01.1987.

¹⁰ In: „Freundschaft“: *Meinungen*. „Ein Blick auf die Wirklichkeit hinter dem Zaun hervor“, Vorwort der Redaktion, 19.03.1987.

¹¹ LEO M.: *Nur der hat das Recht...* In: „Freundschaft“, Leserbriefe zum Redaktionsbrief, 19.03.1987. Stattdessen ist die Erzählung 1984 in den „Heimatlichen Welten“ (Nr. 1) erschienen.

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

Heimat aufzuzeigen!“¹² Da ist sie wieder, die Wahrheit. Aber diesmal aus der anderen Perspektive. Nur ein rhetorischer Kniff? In der schriftlichen Debatte, die sich über Monate hinzieht, zeigt sich weitaus mehr. Das Gewicht des Themas und die Unlösbarkeit des Streits spiegeln sich darin wider, dass zwar die gleichen Begriffe verwendet werden, jedoch jeweils in Opposition zueinander. Ernst Nordens „halben Wahrheiten“ stellt Rosa S. die „Wahrheit des Schicksals eines ganzen Volkes“ gegenüber. Seiner Kritik an „willkürlichen Fakten“ wiederum entgegnet sie ihre Kritik an seinen unbestreitbaren Tatsachen. Auf Nordens sowjetische Wirklichkeit kontert Rosa S. mit einer national geprägten Version. Wahrheit, Wirklichkeit, Tatsachen, Fakten – streitbare Begriffe, deren subjektiver Anteil außer Acht gelassen wird.

Und die Literatur – Hugo Wormsbechers Erzählung *Unser Hof* stellvertretend dafür – wird zum Spielball eines aktuellen Problems – der Schriftsteller hat mit seinem Werk einen Nerv getroffen. Gute Literatur, könnte man meinen, ist jene, die nicht eindeutig ist und über die diskutiert werden kann. Über *Unser Hof* wird in der „Freundschaft“ viel diskutiert. Doch diskutiert wird nicht um der Literatur willen. Vielmehr ist die Vergangenheit nicht eindeutig, und über sie wird diskutiert. Die Erzählung bleibt Mittel zum Zweck. Damit steht die hier wiedergegebene Diskussion nur beispielhaft für eine mögliche Instrumentalisierung von Literatur. Und die geht allzu schnell. Allzu schnell hält *Unser Hof* für politische Argumente hin, allzu selbstverständlich wird die Erzählung mit historischen Fakten verglichen. Allzu schnell ist sie Protagonist einer politischen Forderung und allzu bedenkenlos wird sie mithilfe von Tatsachen herabgesetzt. Allzu schnell entsteht eine Erwartung an die Literatur. Und die Erwartung an die Literatur liegt, wie sich an der Verwendung des Wortes selbst zeigt, insbesondere in der Wahrheit. Die Literaturseite der „Freundschaft“ steht zwischen den Fronten im Schatten des ungeklärten Begriffs.

1987 schreibt der sowjetdeutsche Schriftsteller David Jost in seinem Gedicht *Poet*: „Er weiß: Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“¹³ Aber wie gut, dass es die Wahrheit gar nicht gibt.

Literaturverzeichnis

BELGER, HEROLD (1999): *Rußlanddeutsche Schriftsteller. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Berlin.

DAZ: *Eine Zeitung wird geboren*, 28.02.2016, <http://daz.asia/blog/eine-zeitung-wird-geboren/>, ursprünglich in: Neues Leben, 19.01.1966 (19.10.2017).

ENGEL-BRAUNSCHEIDT, ANNELORE (1985): „Zweig eines großen Baumes“. *Die Literatur der deutschen Minderheit in der Sowjetunion*. In: Ritter, Alexander (Hrsg.): *Deutschsprachige Literatur im Ausland*. Göttingen, S. 127-145.

JELINEK, ELFRIEDE (2011): *Wer oder was? Zu André Müllers Interviews*. In: Müller, André: „*Sie sind ja wirklich eine verdammte Krähe*“ *Letzte Gespräche und Begegnungen*. München.

¹² ROSA S.: *Wozu „schriftstellert“ der Schriftsteller?* In: „Freundschaft“, Leserbrief zum Redaktionsbrief, 19.03.1987.

¹³ DAVID JOST: *Poet*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 21. März 1987.

„Nur dann ist man ein Dichter, wenn man für reine Wahrheit ficht.“ Sowjetdeutsche Literatur in der Zeitung „Freundschaft“ in der Sowjetunion der Nachkriegszeit

KAMPEN, JOHANN: *Zum 50. Gründungsjahr der Zeitung „Freundschaft“*: <https://www.rd-allgemeine.de/> (13.10.2017).

KIRJUCHINA, LJUBOW (2000): *Sowjetdeutsche Lyrik (1941-1989) zu den Themen „Muttersprache“ und „Heimat“ als narrativer Identitätsakt*. Wiesbaden.

KRIEGER, VIKTOR (2011): Memorandum. In: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. (Hrsg.): *Keiner ist vergessen. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Deportation der Deutschen aus Russland*. Stuttgart, S. 24-45.

PAULSEN, NINA (2011): *Krieg, Deportation und Zwangsarbeit in der russlanddeutschen Literatur der Nachkriegszeit*. In: Landsmannschaft der Deutschen aus Russland e. V. (Hrsg.): *Keiner ist vergessen. Gedenkbuch zum 70. Jahrestag der Deportation der Deutschen aus Russland*. Stuttgart, S. 116-131.

Zeitungen

Aus der Resolution des XXIII. Parteitags der Kommunistischen Partei der Sowjetunion zum Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees der KPdSU. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 29.05.1966.

BELGER, HEROLD: *An großen Taten mitbeteiligt sein. Rede auf dem VII. Kongress der Schriftsteller Kasachstans*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 24.04.1987.

BOLGER, FRIEDRICH: *Abendklang*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 10.01.1987.

„Freundschaft“: *Meinungen. „Ein Blick auf die Wirklichkeit hinter dem Zaun hervor“*, Vorwort der Redaktion, 19.03.1987.

HENNING, ALEXANDER: *Literaturkritische Abhandlung im zweiten Jahresdrittel*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 02.10.1966, Nr. 193.

HUMMEL, ERNA: *Wie die Alten sangen*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 08.08.1987.

JOST, DAVID: *Poet*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 21. März 1987.

M., LEO: *Nur der hat das Recht...* In: „Freundschaft“, Leserbrief zum Redaktionsbrief, 19.03.1987.

MULDAGALIJEV, DSHABAN: *Für Tiefe und Wahrheitstreue in den Werken der Kasachischen Literatur. Bericht über den 5. Kongress der Schriftsteller Kasachstans*. In: „Freundschaft“, Literaturseite, 20.05.1966.

NORDEN, ERNST: *Ein Blick auf die Wirklichkeit hinter dem Zaun hervor*. In: „Freundschaft“, 7. Januar 1987.

S., ROSA: *Wozu „schriftstellert“ der Schriftsteller?* In: „Freundschaft“, Leserbrief zum Redaktionsbrief, 19.03.1987.

Laura Okdaldere

Kulturelle Tätigkeiten der Deutschbalten in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts in Lettland

Die Deutschbalten (auch Baltendeutsche, veraltet: Balten) sind eine ursprünglich im Gebiet des heutigen Estland und Lettland ansässige deutschsprachige Minderheit. Ab dem 12. Jahrhundert im Zuge der Ostsiedlung durch die mächtige Vereinigung des Schwertbrüderordens initiiert, siedelten sie ins Baltikum über.¹

Die Deutschbalten hatten einen großen Einfluss auf die Wirtschaft, Kultur und Sprache der Letten und Esten. Im Mittelalter gründeten die deutschen Händler und Bischöfe viele Städte im baltischen Gebiet, z. B. Riga, Reval (Tallinn), Dünaburg (Daugavpils), Arensburg (Kuressaare), Dorpat (Tartu), Mitau (Jelgava) und Libau (Liepāja).² Die ins Baltikum eingewanderten Deutschen lebten meistens in den Städten, wo sie zum gehobenen Bürgertum und zum Adel gehörten. Ab dem späten 12. Jahrhundert bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts waren viele Deutschbalten an der Entwicklung auf wirtschaftlicher, religiöser und bildungspolitischer Ebene beteiligt und konnten die politischen Ereignisse im Baltikum beeinflussen. Obwohl die Deutschbalten mit einer Bevölkerungszahl von 3,5% bis 7% zu einer deutschsprachigen Minderheit in Lettland zählten, war ihr Beitrag für die Wirtschaft, den Handel, die Kultur und Bildung wirklich bemerkenswert (BLEIERE / BUTULIS / FELDMANIS / STRANGA 2006:217).

Besonders stark hat die deutschbaltische kulturelle Tätigkeit die lettische Kunst und Kultur beeinflusst. Schon ab dem späten 12. Jahrhundert führten die ins Baltikum eingewanderten Deutschen die Steinarchitektur ein. Bis dahin war die Holzarchitektur verbreitet. In den nächsten Jahrhunderten entwickelte sich auf dem Gebiet Lettlands die sakrale und weltliche Architektur, die von Beispielen der Architektur deutscher Städte stark beeinflusst wurde. Jahrhundertlang haben deutsche Schriftsteller, Musiker und Künstler durch ihre Werke lettische Autoren beeinflusst und dadurch die Entwicklung lettischer Musik, Literatur und bildender Kunst gefördert.

Nach dem Ersten Weltkrieg waren die Deutschbalten in Lettland zwar nur die drittgrößte Minderheit, doch eine der reichsten und politisch bestens organisierten Minderheiten, die im Übrigen sehr eng zusammenhielt. Sie wussten, wie man die starken Positionen im Handel und in der Industrie nicht verliert und einen spürbaren Einfluss auf das politische Geschehen im Land nimmt. Im Unterschied zu anderen Minderheiten gelang es den Deutschbalten, während der parlamentarischen Zeit ein enges Netz politischer Vereine zu schaffen. Es ermöglichte ihnen, politische Kräfte zu konsolidieren und eine recht solide Vertretung in allen vier Legislaturperioden der Saeima (das Parlament der Republik Lettland) mit fünf oder sechs von insgesamt hundert Abgeordneten zu gewinnen. Behält man den relativ geringen Anteil der Deutschbalten an der Bevölkerung Lettlands im Auge (1925 waren es nur 3,9 Prozent), überrascht das Ergebnis umso mehr. Andere Minderheiten waren dazu nicht in der Lage, eine ihrem Anteil angemessene Anzahl von Abgeordneten zu wählen. Die außerordentlichen Erfolge von Deutschbalten lassen sich durch mehrere Faktoren erklären: Sie lebten zum größten Teil in Städten, waren der gebildetste Teil der Gesellschaft, wovon ihr

¹ *Lettland und das Baltikum*: <http://www.botschaft-lettland.de/news-blog/die-deutsch-balten-in-lettland-und-estland/> (16.10.2017).

² Ebd.

politisches Engagement sicherlich nur profitierte (BLEIERE / BUTULIS / FELDMANIS / STRANGA 2006:217).

In den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts half der Staat den Deutschbalten ihre kulturelle Autonomie zu wahren (BLEIERE / BUTULIS / FELDMANIS / STRANGA 2006:218). Sie konnten ihre eigenen Schulen, Kulturvereine und Gesellschaften und sogar auch ihre eigene Presse und Buchverlage etablieren. Im Jahr 1921 wurde das Herder-Institut in Riga gegründet (GOEZE / WÖRSTER). Das Institut war die erste und einzige private deutsche Hochschule in Lettland, die 18 Jahre (von 1921 bis 1939) bestand. Der Namenspatron des Instituts war der deutsche Dichter, Theologe und Philosoph Johann Gottfried von Herder (1744-1803). Das Herder-Institut wurde auf Initiative des deutschbaltischen Staats- und Wirtschaftswissenschaftlers Wilhelm Klumberg (1886-1942)³ gegründet. Von 1927 bis 1939 war Wilhelm Klumberg Professor und Rektor des Instituts.

Im Herder-Institut gab es 4 Fakultäten: eine theologische; eine humanistische; eine rechts- und staatswissenschaftliche und eine mathematisch-naturwissenschaftliche. Das Institut war dem Bildungsministerium und dadurch dem deutschen Bildungswesen unterstellt und wurde aus privaten Mitteln finanziert.⁴ Während seiner Aktivität förderte das Herder-Institut die Wissenschaftsentwicklung und verbreitete akademische Traditionen unter den Angehörigen der deutschen Minderheit in Lettland. Zur gleichen Zeit stärkte das die Position Rigas als Ort des Austausches verschiedener Kulturen im Baltikum. In der Zeit der Republik Lettlands in den 20er und 30er Jahren waren die Deutschbalten nicht nur in Ausbildungsprozessen, sondern auch in anderen kulturellen Bereichen beteiligt. Es gab deutsche Dichter, Kritiker, Schriftsteller und Musiker, aber besonders aktiv waren die deutschbaltischen Künstler, die eine enge Zusammenarbeit pflegten.

Die deutschbaltischen Künstler führten regelmäßige Kunstausstellungen durch, auf denen meistens Gemälde und Grafiken gezeigt wurden. Von 1923 bis 1937 organisierte der deutschbaltische Künstlerkreis in Zusammenarbeit mit dem damaligen Kunstverein zu Riga insgesamt 13 Kunstausstellungen in den Räumlichkeiten des Städtischen Kunstmuseums in Riga (LAMBERGA 2003:35). In einer Ausstellung waren durchschnittlich 200-300 Kunstwerke ausgestellt. An jeder Ausstellung nahmen 12 bis 30 Künstler und Künstlerinnen teil (LAMBERGA 2003:35). In den 1920er und 1930er Jahren gehörten die meisten Künstler zum im Jahre 1870 gegründeten Kunstverein zu Riga, der die größte Kunstorganisation unter den deutschbaltischen Kunstschaaffenden war (ÄBELE 2014:48). Mehrere der Teilnehmer der deutschbaltischen Ausstellungen waren ehemalige Mitglieder des Baltischen Künstlerbundes, der von 1910 bis 1918 als eine internationale Kunst-Organisation in Riga bestand und hauptsächlich viele deutsch-baltische Künstler in den damaligen Ostseeprovinzen des Russischen Kaiserreichs vereinte (ÄBELE 2014:146). Unter ihnen waren Siegfried Bielenstein (1869-1949), Sonja Ljubow Grimm (1883-1958), Martha Hellmann (1873-1972) und Theodor Kraus (1866-1948), aber auch ehemalige Teilnehmerinnen der Ausstellungen, die von Baltischen Künstlerbund organisiert wurden: Hildegard von Haken (1873-1942), Friederike (Frieda) Neumann (1866-1945) und Irmgard Pabst (1881-1953). An diesen Ausstellungen in den Räumlichkeiten des Städtischen Kunstmuseums in Riga nahm auch die jüngste Generation von Künstlern teil, zum Beispiel Alexander Woldemar von Stromberg (1892-1956) und andere junge Autoren.

³ *Baltisches Biographisches Lexikon digital*: <http://www.bbl-digital.de/eintrag/Klumberg-Wilhelm-1886-1942/> (08.10.2017).

⁴ Ebd.

Einige deutschbaltische Autoren, die nach dem Ersten Weltkrieg aus Lettland emigrierten, besuchten in den 1920er und 1930er Jahren Lettland und tauchten erneut kurz in das Kunstleben von Riga ein. Zum Beispiel nahm die berühmte Künstlerin Eva Margarete Borchert-Schweinfurt, die seit dem Jahr 1919 in Berlin lebte, 1930 an der 8. Ausstellung der deutschen Malerbilder im Städtischen Kunstmuseum teil (BORCHERT 2010:149). Im Oktober 1932 stellte sie zusammen mit ihrem Mann, Künstler Bernhard Borchert (1862-1945), ihre Bilder im Salon Baron Kaulbars in Riga aus (ÄBELE 2004:121).

Zu den Teilnehmern der Ausstellungen gehörten Künstler unterschiedlicher Altersstufe mit unterschiedlicher künstlerischer Ausbildung. Ein Teil der Autoren wurde Ende des 19. Jahrhunderts an Kunstakademien ausgebildet. Zum Beispiel studierte Siegfried Bielenstein an den Kunstakademien in Leipzig und Weimar (HAGEN 1983:19). Theodor Kraus erhielt seine künstlerische Ausbildung an der Akademie der bildenden Künste in Berlin (HAGEN 1983:76). Mehrere Künstlerinnen hatten in Privatstudios gelernt. Martha Hellmann war Schülerin von Adolf Hölzel (1853-1934) in Dachau (HAGEN 1983:58), während Sonja Ljubow Grimm bei Professor Julius Exter (1863-1939) in München und bei Johann Walter-Kurau (1869-1932) in Berlin und an der *Ecole de la Grande Chaumière* in Paris bei Lucien Simon (1861-1945) studierte (HAGEN 1983:49). Eva Margarete Borchert-Schweinfurt bestand die Lehramtsprüfung an der Akademie der Künste in St. Petersburg und bildete sich in Privatstudios in Paris und München weiter (HAGEN 1983:24).

Die meisten Autoren, z. B. Eva Margarete Borchert-Schweinfurth, Siegfried Bielenstein, Sonja Ljubow Grimm und Theodor Kraus, waren bereits in der lokalen Kunstszene bekannt. Manche Künstler, wie Alexander Woldemar von Stromberg, erlangten dank dieser Ausstellungen mehr Berühmtheit. Etwas mehr als die Hälfte der Aussteller war in Riga ansässig. Die anderen Künstler lebten in anderen Städten in Lettland: in Jelgava (ehemalige Mitau), Liepāja (ehem. Libau) und Kuldīga (ehem. Goldingen).

In der Malerei und Grafik vertraten die meisten Künstler und Künstlerinnen den Realismus, Impressionismus und Post-Impressionismus. Mehrere Autoren griffen auch auf klassizistische Tendenzen zurück. Der deutschbaltische Künstlerkreis war ziemlich geschlossen, die Künstler pflegten wenige Kontakte mit Letten oder anderen Minderheiten in Lettland. Von größerer Bedeutung waren die Beziehungen zwischen deutschbaltischen Künstlern und den Kollegen in Deutschland. Trotz dieser Kontakte ließ sich der deutschbaltische Künstlerkreis nicht vom Expressionismus und anderen berühmten Bewegungen, die in dieser Zeit in Deutschland sehr stark waren, beeinflussen. Die deutschbaltischen Autoren distanzieren sich auch vom Modernismus und dem Futurismus. Sie bevorzugten traditionellere Formen der Kunst.

Die meisten Teilnehmer der deutschbaltischen Kunstausstellungen waren Maler und Grafiker. Viele von ihnen waren auf Landschafts-, Porträt- oder Stilleben spezialisiert. Die Künstler schufen meistens realistische, impressionistische oder klassizistische Kompositionen und stellten nur ab und zu zeitgenössisches Geschehen dar. Obwohl es unter den Ausstellern nur einige Künstler gab, die den aktuellen Trends der europäischen Kunst folgten und sie in ihrer Arbeit darstellten, gab es sehr viele Künstler, die die Gemälde im üblichen Stil des 19. Jahrhunderts weiter malten. Im Schaffen mancher Autoren kann man Bezüge zum Biedermeier erkennen. Die von dem Kunstverein zu Riga organisierten Ausstellungen förderten die Entwicklung der Kunst in keine bestimmte Richtung, sondern luden die Künstler dazu ein, möglichst vielfältige Werke auszustellen. In den meisten Ausstellungen dominierten Landschaft und Porträtmalerei. Meistens bildeten Landschaften die lokale baltische Natur ab

oder gaben Eindrücke von Auslandsreisen zu unterschiedlichen Tageszeiten und zu verschiedenen Jahreszeiten wieder. Als Porträt dienten den Künstlern Freunde und Verwandte, vertraute Models usw. Es wurde aber auch auf Bestellung porträtiert: Diese Auftragsporträts gingen nach der Ausstellung zu ihren Besitzern.

Zusammenfassend kann man behaupten, dass obwohl die Aktivität der deutschbaltischen Künstler im Vergleich zur Vorkriegszeit geringer war und die von ihnen organisierten Ausstellungen „ethnische Minderheits-Ereignisse“ waren, in denen die ethnische Zugehörigkeit wichtig war, sie die gemeinsame Kunstszene Lettlands bereicherten (KĻAVIŅŠ 2016:81). Die meisten in Lettland ansässigen deutschbaltischen Autoren, darunter Siegfried Bielenstein, Sonja Ljubow Grimm, Martha Hellmann, Theodor Kraus und andere, emigrierten 1939 nach dem Hitler-Stalin-Pakt. Ein großer Teil der Kunstwerke von deutschbaltischen Künstlern, wurde dann aus Lettland wegtransportiert oder ging während des Zweiten Weltkriegs verloren. Dies ist einer der Gründe, warum es schwierig ist, eine klare Vorstellung über die Arbeit mehrerer deutschbaltischer Autoren zu bekommen.

Heute versteht sich die Umsiedlung von Deutschbalten als enormer Verlust für Lettland. Viele von ihnen waren führende Fachleute – in der Kultur, Wirtschaft und in anderen Bereichen. Mit ihrer Umsiedlung entstand ein intellektuelles Vakuum, das sich durch die stalinistischen Deportationen, den Holocaust und die späteren Aussiedlungen nach der nächsten Okkupation im Jahr 1945 unvermeidlich vertiefte (BLEIERE / BUTULIUS / FELDMANIS / STRANGA 2006:220). Deshalb möchte ich in meinen weiteren Forschungen den Beitrag der Deutschbalten nicht nur in der Kultur Lettlands, sondern auch des ganzen Baltikums zeigen.

Literaturverzeichnis

ĀBELE, KRISTIANĀ (2004): *Mākslinieces portrets jaunībā. Eva Margarēte Borherte-Šveinfurte Rīgas mākslas dzīvē 20. gs. sākumā* [Porträt der Künstlerin in ihrer Jugend. Eva Margarete Borchert-Schweinfurt im Rigaer Kunstleben Anfang des 20. Jahrhundert]. In: Zilgalvis, Jānis (Hrsg.): *Arhitektūra un māksla Rīgā: Idejas un objekti*. Rīga, S. 105-121.

- (2014): *Mākslas dzīve* [Das Kunstleben]. In: Kļaviņš, Eduards / Ābele, Kristiāna / Grosa, Silvija / Valdis, Villerušs (Hrsg.): *Latvijas mākslas vēsture IV: Neoromantiskā modernisma periods 1890-1915*. Rīga, S. 31-173.

BLEIERE, DAINA / BUTULIS, ILGVARS / FELDMANIS, INESIS / STRANGA, AIVARS (2006): *Die Deutschbalten*. In: Bleiere, Daina / Butulis, Ilgvars / Feldmanis, Inesis / Stranga, Aivars (Hrsg.): *Geschichte Lettlands 20. Jahrhundert*. Riga, S. 217-220.

BORCHERT, EVA-MARGARETE (2010): *Mara*. Berlin. S. 192.

HAGEN, KUNO (1983): *Lexikon deutschbaltischer bildender Künstler: 20. Jahrhundert*. Köln. S. 152.

KĻAVIŅŠ, EDUARDS (2016): *Mākslas dzīve* [Das Kunstleben]. In: Kļaviņš, Eduards / Pelše, Stella / Vanaga, Anita / Villerušs, Valdis / Teivāne-Korpa, Katrīna / Martinsone, Ilze / Rinka, Rūta / Šuste, Marta (Hrsg.): *Latvijas mākslas vēsture V: Klasiskā modernisma un tradicionālisma periods 1915-1940* [Lettische Kunstgeschichte V: Periode der Klassische Moderne und des Traditionalismus]. Rīga, S. 31-117.

LAMBERGA, DACE (2003): *Vācu mākslas izstādes Latvijā (1923-1937)* [Deutsche Kunstausstellungen in Lettland (1923-1937)]. In: KAŅEPE, VIJA (Hrsg.): *Augusts Mencendorfs un viņa laiks: konferences materiāli* [August Mentzendorff und seine Zeit: die Konferenzmaterialien]. Rīga, S. 34-38.

Internetquellen

Baltisches Biographisches Lexikon digital: <http://www.bbl-digital.de/eintrag/Klumberg-Wilhelm-1886-1942/> (08.10.2017).

GOEZE, DOROTHEE M. / WÖRSTER, PETER: *Institutum Herderianum Rigense – Zur Geschichte des Herder-Instituts Riga*:

<https://www.herder-institut.de/servicebereiche/dokumentensammlung/archivale-des-monats/2014/mai.html/> (08.10.2017).

Lettland und das Baltikum: <http://www.botschaft-lettland.de/news-blog/die-deutsch-balten-in-lettland-und-estland/> (16.10.2017).

Gabriella Orosz

Aus der Geschichte der Deutschen von Sajószentpéter

Vor dem Hintergrund der Geschichte der Ungarndeutschen sprachen früher die Ethnografen nur über drei wichtige Gemeinden: Ratka, Hercegekút (Trautsondorf) und Károlyfalva (Karlsdorf). Sie sind in der Zemplén-Region Ungarns zu finden, und die deutschen Minderheiten lebten in diesen Gemeinden in einer bedeutenden Anzahl. Mein Wohnort, die Stadt Sajószentpéter, gehört, ähnlich wie das Komitat Borsod, zu einer Gegend, in der es keine Minderheiten gab. Zum massenhaften Auftreten von deutschen Volksgruppen kam es gerade deshalb erst recht spät, um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert. Der Grund dafür ist, dass die Wirtschaftsbedingungen erst zu dieser Zeit ein entsprechendes Niveau erreichten. Obwohl es deutschsprachige Gruppen in Sajószentpéter schon früher gegeben hatte, war diese Anzahl unbedeutend. Hier lebten unter anderem Unternehmer, Staatsangestellte und Einzelpersonen, wie zum Beispiel Ärzte, Notare, Lehrer, Gemüsehändler, Gefängniswärter, Streckenbeamte und Gastwirte. Sie verwalteten die Gemeinde im Namen des Staates.

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts begann das Vermächtnis der Vorfahren zu verblassen. Das Erkennen dieser Gefahr spornte Menschen dazu an, ihre Werte, ihre Kultur sowie ihre Religions- und Arbeitskultur zu retten. Nach dem politischen Umbruch wurde durch das Gesetz Nr. LXXVII aus dem Jahre 1993¹ über die Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten die Errichtung von Minderheitsselbstverwaltungen ermöglicht. In Sajószentpéter erfolgte das 2002. Ihr Ziel war, ihre Eigenidentität zu stärken und das kulturelle Leben des Landes mit ihren speziellen Werten zu bereichern. Seit der Errichtung der Selbstverwaltung der Deutschen Minderheit in Sajószentpéter ist eines ihrer Hauptziele, die Jugend zu unterstützen und die das Zusammengehörigkeitsgefühl stärkenden Programme zu organisieren.

Als deutschlernendes Grundschulkind hatte auch ich die Möglichkeit, an einem von der Selbstverwaltung organisierten, thematischen Kinderlager zur deutschen Sprache und Volkskunde teilnehmen zu können. Aus diesen persönlichen Gründen und aufgrund meines sozialen Engagements konzentriere ich mich auf diese Region. Meine zentralen Forschungsfragen sind:

1. Was für ein institutionelles Netzwerk fördert die Tätigkeiten der Selbstverwaltung?
2. Welches kulturelle Erbe haben die Deutschen den späteren Generationen hinterlassen?
3. Welche Entwicklungsmöglichkeiten hat eine Selbstverwaltung im 21. Jahrhundert in Ungarn, die sich mit der deutschen Minderheit und dessen Kultur beschäftigt?

Die Selbstverwaltung der Deutschen Minderheit in Sajószentpéter begrüßte meine Kontaktaufnahme sehr.

Leider muss vorab klargestellt werden, dass es nur sehr wenige zur Verfügung stehende Unterlagen und Quellen gibt, welche das kulturelle Leben und die Geschichte dieser Siedlungen in Nordost-Ungarn beschreiben bzw. aufzeichnen. Das Ziel meines Beitrages ist es, zum einen diese Forschungslücke zu schließen, zum anderen darzustellen, wie sich das Leben der deutschen Auswanderer bis hin zu der ungarischen Staatsbürgerschaft wandelte.

Wenn man sich mit der Ansiedlung der deutschen Minderheit beschäftigt, muss festgestellt werden, dass es sich um keine einheitliche Ethnizität handelte, sondern um mehrere verschiedene deutsche ethnische Gruppen, die sich ansiedelten. Als Erste kamen die

¹ Gesetz Nr. LXXVII/1993 über die Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten [einschließlich der Änderungen durch die Gesetze Nr. LXII/1994 und LXIII/1994]: <http://www.forost.ungarisches-institut.de/pdf/19930707-1.pdf> (21.10.2017).

Schwaben, die in der Landwirtschaft tätig waren und aus dieser Prägung resultierte eine bäuerliche Agrargesellschaft. Neben dieser ethnischen Gruppe sind noch die sich in der Industrie beschäftigenden Zipser (ungarisch *cipszer*, rumänisch *țipțeri*) zu erwähnen (MAROZSÁN 2009:138). Sie sind eine deutschsprachige Bevölkerungsgruppe im nordrumänischen Kreis Maramureș sowie in Teilen der Südwestbukowina. Die Bezeichnung Zipser stammt von den Einwanderern aus der Zips (ungarisch: *Szepesség*, slowakisch: *Sipš*). Dieses Gebiet gehörte damals zu Ungarn, heute aber zur Slowakei. Die Volksgruppe Bulener (MAROZSÁN 2009:138) sind auch deutsche Industrielle. Ihre Geschichte geht bereits auf die Minderheit, auf deutsche Bergleute aus dem 14. Jahrhundert, zurück. Das Auftauchen deutscher Volksgruppen in Ungarn, besonders ihre Arbeit, trug wesentlich zur Entwicklung von Sajószentpéter und der Umgebung bei.

Die bedeutendsten Vorfahren der hiesigen Deutschen waren tatsächlich die Schwaben. Sie sind Anfang des 18. Jahrhunderts aus den südlichen Gegenden Deutschlands nach Ungarn ausgewandert. Hauptsächlich haben sie sich mit Tabakanbau, Kohlebergbau und Glasherstellung beschäftigt. Dadurch hat der Tabakanbau in ganz Ungarn einen Aufschwung erfahren. Bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben sich die Landeszentren des Tabakanbaus umgruppiert und es entstanden neue Anbauggebiete. Zu ihrem wichtigsten Zentrum wurde Dusnokpuszta, das bei Sajószentpéter liegt. Das Besiedeln von Dusnokpuszta mit Deutschen führte, im Leben des so lange entvölkerten Dorfes, zu einem Aufschwung.

Die ersten schriftlichen Informationen von Dusnok stammen aus dem 14. Jahrhundert (TÓTH 2007:10). Bis zum 15. Jahrhundert war Dusnok tatsächlich ein selbstständiges Dorf und war neben Cseb die bedeutendste Siedlung in der Umgebung der Stadt Sajószentpéter. Im Krieg wurde sie verwüstet und brannte nieder.²



Abbildung 1: Geografische Namen aus Dusnok und Umgebung (Marozsán 2009:38)

² Herman Ottó Múzeum, Helytörténeti Adattár HOM HTD 88.4.1.2.

Die Ansiedlung der Deutschen in Dusnokpuszta brachte einen Aufschwung ins Leben des so lange unbewohnten Dorfes. Aufgrund der Berichte der römisch-katholischen Pfarrer kamen aus dem Komitat Heves vor allem Familien deutscher Herkunft mit den Namen Helgert (Hergelt), Spitzmüller, Schneijder, Schuster, Hermann, Jakkel und Schweitzer. Die sich in Dusnok ansiedelnden Schwaben waren tiefgläubige, religiöse Menschen.



Karte 1: Herkunftsorte der schwäbischen Tabakanbauer von Dusnok (MAROZSÁN 2009:96)

Die ethnische Bevölkerungszusammensetzung von Sajószentpéter wurde weitgehend von der Kohlebergbauexploration im Sajó-Tal bestimmt. Ende des 19. Jahrhunderts wurden viele Minen, betrieben von kleineren und größeren Bergbaugesellschaften, eröffnet. Dazu kommt noch, dass man für die Kohleförderung erfahrene Arbeitskräfte benötigte. Da es in der nahen Umgebung von Sajószentpéter an ausgebildeten Arbeitskräften mangelte, versuchten die Minen-Eigentümer die Bergleute aus anderen Bergbaugebieten des Landes hierherzulocken. Was die ethnische Zusammensetzung der angeworbenen Bergleute betrifft, war diese sehr vielfältig. Unter ihnen waren Tschechen, Polen, Rumänen und Ungarn, die meisten waren aber slowakischer und deutscher Herkunft.

Obwohl es im Komitat Borsod keine nennenswerten Minderheiten gab, entstanden mehrere Ansiedlungen von nicht ungarischer Bevölkerung in den Bergbausiedlungen. Laut Daten der Volkszählung (MAROZSÁN 2009:108) im Jahr 1910 hatten 17% der 6141 Bergbauern im Komitat eine andere Muttersprache als Ungarisch, unter ihnen vor allem Slowaken. Diese wohnten vor allem in den Bergbausiedlungen. Aus diesem Grund ist es verständlich, wieso sie dort 40% der Bevölkerung ausmachten. Die Volkszählung ergab folgende Daten über die Muttersprache der Einwohner in den Bergbausiedlungen von Sajószentpéter:

Alle	Ungarisch	Deutsch	Slowakisch	Tschechisch	Polnisch	Rumänisch	Sonstiges
776	561	26	1	65	-	8	16

Die Eröffnung der Glasfabrik in Sajószentpéter, Ende des 19. Jahrhunderts, gestaltete die Nationalitätenverhältnisse der Gemeinde in bedeutendem Maße. Die dorthin strömenden Gruppen deutscher Herkunft wurden zu einem wichtigen Bestandteil der Gemeinde, ein großer Teil von ihnen siedelte sich dort an und beschritt den Weg der endgültigen Assimilierung, der Madjarisierung. Gerade deshalb traf den Großteil von ihnen die 1945 begonnene „Kleine Arbeit“ nachteilig, denn dabei wurden mehr als einhundert Menschen (darunter 14 deutscher Herkunft) aus Dusnok, dem wichtigsten Zentrum des Tabakanbaus, direkt bei Sajószentpéter, zur Zwangsarbeit in sowjetische Lager verschleppt.

Die Liste der aus Sajószentpéter nach Vorosilovka Verschleppten³ besteht aus den folgenden Namen (zusammengestellt aufgrund erreichbarer Informationen und Archive): Besszer János (1908), Besszer Róza (1922), [...] Friedel Jolán (1925), [...] Furmann András (1906), [...] Hermann Mihály (1904), Jakkel Irén, Jakkel István (1925), [...] Leitner János (1924), [...] Spitzmüller József (1912), Stupper Anna, Szász Anna, [...] Ziber Lajos (1926), Zwilling József (1909).

Die Heimgekehrten konnten das Trauma kaum verarbeiten, es wurde von Generation zu Generation weitervererbt. In vielen Familien war dieser Zeitabschnitt tabu. Sogar 60 Jahre später wird dieses Tabu nicht gern gebrochen. Die ungarische Regierung war nicht bereit, die moralischen und physischen Leiden und die finanziellen Verluste der Überlebenden anzuerkennen, zu berücksichtigen und in irgendeiner Form zu kompensieren.

Die Zeit des politischen Umbruchs veränderte die wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Lage im Leben der Sajószentpéterer Deutschen vollkommen. Laut der Daten der Volkszählung im Jahr 2001 haben 33.792 Staatsbürger Deutsch als Muttersprache, 62.233 die deutsche Nationalität, für 88.416 sind deutsche kulturelle Werte und Traditionen wichtig, und 53.040 Personen verwenden die deutsche Sprache im Freundeskreis oder in der Familie.⁴ Die größten deutschen Gemeinschaften leben im Komitat Baranya, aber auch in Budapest und anderen Komitaten leben Deutsche, meistens als Minderheit neben der ungarischen Mehrheit.

Das Erkennen des Rückgangs spornte Menschen, die etwas für ihre Gemeinschaft tun wollten, dazu an, ihre Werte, ihre Kultur sowie ihre Religions- und Arbeitskultur zu retten. Ihr Hauptziel war es, ihre Identität zu stärken und das kulturelle Leben des Landes mit ihren speziellen Werten zu bereichern. Die Errichtung der Selbstverwaltung wurde durch das Gesetz Nr. LXXVII über die Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten aus dem Jahre 1993 ermöglicht. Aufgrund dieses Gesetzes wurde nach den Selbstverwaltungswahlen im Herbst 2002 die lokale Selbstverwaltung der deutschen Minderheit in Sajószentpéter errichtet. Dies brachte neue Farbe ins gesellschaftliche und kulturelle Leben der Stadt.

Eines ihrer Hauptziele ist es, für die Jugend inhaltsreiche und integrierende Programme zu organisieren und dadurch bei der Bewahrung der kulturellen und ethnischen Identität zu helfen. Diese Arbeit muss möglichst schon in der Kindheit beginnen. Zu diesem Zwecke wird jedes Jahr ein thematisches Kinderlager zur deutschen Sprache und Volkskunde organisiert, wo die Kinder ihre Deutschkenntnisse erweitern und die langsam vergessenen Volkssitten wachrufen können. In diesem Sinne tragen die Kinder zu der Rettung der Werte bei. Das Hauptziel der Selbstverwaltung ist es, die Jugend für ein freies Europa zu gewinnen und sie

³ Komitatsarchiv Borsod-Abaúj-Zemplén, Miskolc.

⁴ <http://www.nepszamlalas.hu/hun/kotetek/04/tabhun/tab105/load05.html> (22.10.2017).

dabei zu unterstützen, selbstbewusste Erwachsene zu werden, die ihre Vergangenheit kennen und sich sogar stolz zu ihr bekennen.

Zu diesem Zweck geben die Selbstverwaltungen den Schulen der Stadt finanzielle Unterstützung, um deutschsprachige Wettbewerbe zu veranstalten. Schwerpunkt ist für sie die Bewahrung der Traditionen. Ein Beispiel dafür ist das deutsche Märchen und der Dramenwettbewerb in Szendrő. Das Kinderlager für Muttersprache und Volkskunde mit dem Namen *Lerne die Sprache und Sitten deiner Vorfahren kennen* ist sehr beliebt unter den Kindern. Das Hauptthema der Sprachstunden im Lager ist vor allem Landeskunde; die Kinder lernen durch Aufgaben und Rätsel die Städte und Bundesländer Deutschlands kennen. Eine weitere Zielsetzung der Selbstverwaltung ist die Erkundung der Geschichte der Deutschen von Sajószentpéter. Ein konkretes Beispiel dafür ist das Gedenkkreuz, das 2006 in Dusnok aufgestellt wurde, zum Gedenken an die Landsleute, die in Arbeitslager verschleppt wurden und dort umkamen.



Abbildung 2: Das Gedenkkreuz von 2006

Zusammenfassend kann man feststellen, dass die deutsche Minderheit von Sajószentpéter es für wichtig hält, das Identitätsbewusstsein durch die Aufarbeitung der persönlichen Geschichten zu vertiefen. Sie halten es für nötig, sich zu ihrer Identität zu bekennen und die Zusammengehörigkeit zu stärken. Zu ihren langfristigen Plänen gehört die Erweiterung der Kontakte nach Deutschland. Zur wichtigen Aufgabe der Selbstverwaltung gehört es, die Geschichte der Bevölkerung von Sajószentpéter, die deutscher Herkunft ist, aufzuspüren. In der Stadt können wir noch ältere Menschen finden, die sich als ungarische Staatsbürger mit deutscher Herkunft bezeichnen und stolz darauf sind. Alle diese Faktoren und die Aktivitäten können ein Beispiel dafür sein, wie eine kleine Stadt das kulturelle Erbe im 21. Jahrhundert noch erhalten kann.

Literaturverzeichnis

Gesetz Nr. LXXVII/1993 über die Rechte der nationalen und ethnischen Minderheiten [einschließlich der Änderungen durch die Gesetze Nr. LXII/1994 und LXIII/1994] <http://www.forost.ungarisches-institut.de/pdf/19930707-1.pdf> (21.10.2017).

MANHERZ, KARL / WILD, KATHARINA (2002): *Zur Sprache und Volkskultur der Ungarndeutschen – Lehrbuch zur Minderheitenkunde*. Budapest.

MAROZSÁN, ZSOLT (2009): *Svábok, cipszerek, bulénerek a Sajó-völgyben: A sajószentpéteri német kisebbség története* [Schwaben, Zipser und Bulener im Sajótal: Die Geschichte der deutschen Minderheit von Sajószentpéter]. In: RÉMIÁS, TIBOR / MAROZSÁN, ZSOLT / HAZAG,

ÁDÁM (Hrsg.): *Nemzetiségek Sajószentpéteren: lengyelek, németek, romák*. Sajószentpéter: Sajószentpéter, S. 83-138.

TÓTH, PÉTER (2007): *Válogatott források Sajószentpéter történetéhez* [Ausgewählte Quellen zur Geschichte von Sajószentpéter]. Sajószentpéter.

Oksana Schakleina

Deutsches kulturelles Erbe und seine Rezeption in Jaroslawl. Auf der Spurensuche

Meiner Auffassung nach beginnt man sich für das kulturelle Erbe eines Landes erst dann zu interessieren, wenn man sich mit der Sprache des Landes ausführlich befasst. Als ich die deutsche Sprache zu lernen anfang, wollte ich die deutsche Mentalität, Traditionen, Sitten und Bräuche besser verstehen. Gerade deswegen begann ich mich mit dem Thema des „deutschen kulturellen Erbes und seiner Rezeption in meiner Heimatstadt Jaroslawl“ auseinanderzusetzen.

Die Stadt Jaroslawl ist eine altrussische Stadt mit einer 1000-jährigen Geschichte, die zum „Goldenen Ring“ Russlands gehört.¹ Überraschenderweise ist die Geschichte meiner Heimatstadt aufs Engste mit der deutschen Kultur verbunden, sie gilt als Partnerstadt für die deutschen Städte Kassel und Hanau. Aber nicht nur wegen der Partnerschaft ist der sogenannte Verbindungsfaden entstanden. In meinem Essay versuche ich festzustellen, wie in Jaroslawl das kulturelle Erbe Deutschlands widergespiegelt wird. Die ersten Schritte zur Verbindung sehen wir bereits im 16. Jahrhundert, als die Deutschen mit den Einwohnern Jaroslawls zusammenzuarbeiten und Kontakte zu pflegen begannen. Zu dieser Zeit vermittelten die Deutschen den Handel zwischen den russischen Städten und dem Westen, was Jaroslawl zum Knotenpunkt wichtiger Handlungswege im damaligen Russland machte.² Auch beim Buchdruck, bei den Bau- und Fotoindustrien, beim Apothekenwesen sowie bei der Bildung lassen sich in Jaroslawl die Spuren der Deutschen finden (Кебриков 2016). Weiterhin möchte ich auf die Entwicklung der einzelnen Branchen eingehen. Der Buchdruck gedieh auch durch Fachleute aus Deutschland, wie z. B. durch die Familie Fals, die die erste tägliche Jaroslawler Zeitung publizierte (Кебриков), deren Ziele in der Förderung der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung des Norden Russlands sowie in der Prägung der Volksbildung bestanden. Eine besondere Rolle in der Entwicklung Jaroslawls spielten darüber hinaus die deutschen Mediziner und Apotheker, wie z. B. Karl Schmidt. Außerdem lässt sich bemerken, dass die Familien Schneider und Käster in Jaroslawl die ersten Apotheken führten.

Was die Fotoindustrie angeht, so war der erste berühmte Fotograf auch ein Deutscher, nämlich Herr Hermann, dessen Fotos sich großer Beliebtheit bei der Jaroslawler Bevölkerung erfreuten und nicht nur als Vorbild galten, sondern auch einen Impuls zur Entwicklung der Fotoindustrie in meiner Heimatstadt gaben. Als Element des deutschen Kulturerbes sind die Fresken einer der prächtigsten Jaroslawler Kirchen mit der reichen Geschichte - der *Prophet-Elias-Kirche* zu bezeichnen (Кебриков 2016), sie enthält eine Freske mit der Darstellung von „vier apokalyptischen Reitern“ aus dem berühmten Werk Albrecht Dürers, die den Besucher mit einem wichtigen Kulturgut Deutschlands bekanntmacht. Auch in den anderen Kirchen erschienen Fresken, auf denen das deutsche Volk zu sehen war, darunter die *Dmitrij-Solunskij-Kirche*. Die Beziehungen zwischen Russland und Deutschland entwickelten sich weiter.

Im 18. Jahrhundert gründete der russische Theaterregisseur Fjodor Wolkow das erste russische öffentliche Schauspielhaus in Jaroslawl. Wolkow lernte in Sankt Petersburg die

¹ Zum „Goldenen Ring“ Russlands gehören altrussische Städte nordöstlich von Moskau, die über eine reiche Geschichte und wichtige Sehenswürdigkeiten verfügen.

² Online abrufbar unter: <https://de.wikipedia.org/wiki/Jaroslawl> (19.10.2017).

Schauspieler der deutschen Theatergruppe von Konrad Ackermann kennen. Danach wurde er von ihrer Schauspielkunst so inspiriert, dass dies das Spiel in seinem Theater beeinflusste und einige Aufführungen in Jaroslawl nach deutschem Muster gespielt wurden. Auch heute werden die Stücke der bekannten deutschen Schriftsteller, wie z. B. die Tragödie „Die Räuber“ von Schiller gespielt, die sehr beliebt sind. F. Wolkow zeichnete besonders der deutsche Spielstil aus, was seinen Vorstellungen über ein musterhaftes Spiel sehr nah war; im Unterschied zum französischen Klassizismus. (Кебриков 2016) Einige Werke von Goethe, deren Einfluss auf die russische Kultur bereits ab dem 18. Jahrhundert spürbar ist, konnte man auch in dem damaligen Theaterrepertoire genießen. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde durch die Gründung einer Anzahl von Lehranstalten gekennzeichnet. Eine davon - nämlich die *Lehranstalt für Höhere Wissenschaften* [heute Staatliche Universität Jaroslawl] wurde von Pawel Demidow eröffnet sowie nach dem deutschen Modell der Lehranstalten hervorgebracht. (Кебриков 2016) Es ist zu erwähnen, dass der Unterricht größtenteils von den deutschen Professoren gehalten wurde, wie z. B. von Friedrich Schmidt oder Karl Janisch. Die Ideen des deutschen Idealismus von Hegel und Schelling beeinflussten den Unterricht stark, was auch heute noch zu spüren ist. Es ist wichtig zu unterstreichen, dass sich die Staatliche Universität Jaroslawl momentan in ganz Russland großer Beliebtheit erfreut.

Es gab auch andere Bildungszentren zur damaligen Zeit. Eines davon war eine Pension von Anna Butkewitsch, die in Berlin Germanistik, Musik und Kunst studierte. Der Unterricht wurde auf Deutsch gehalten, die Studierenden lasen deutsche Bücher und erfuhren Näheres über die Besonderheiten der deutschen Kultur und Mentalität. Auf solche Weise konnten sie eine Parallele zwischen den russischen und deutschen Kulturen ziehen. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts galt der Literatursalon von Julia Zhadowskaja als eines der wichtigsten kulturellen Zentren in Jaroslawl. Obwohl sie nie einen großen Ruhm genoss, leistete sie einen bedeutenden Beitrag für die Entwicklung der russischen Literatur, indem sie nicht nur ihre eigenen Werke schrieb, sondern auch die Werke von den berühmten deutschen Schriftstellern übersetzte, wie z. B. 40 Arbeiten von Heinrich Heine.

Das Leitmotiv der Werke von Zhadowskaja lässt sich mit einem Zitat aus den *Leiden des jungen Werthers* von J. W. von Goethe veranschaulichen: „*Was ist unserem Herzen die Welt ohne Liebe? – Eine Zaublaterne ohne Licht.*“ (Кебриков 2016). Auf solche Weise lässt sich schließen, dass die geschichtliche Erfahrung von Russland und Deutschland die Aussichten der tiefen Zusammenwirkung in fast allen kulturellen Branchen bestimmte und bis jetzt bestimmt. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts werden die universitäre Wissenschaft sowie das Bildungssystem unter dem deutschen Einfluss geprägt. Im 18. Jahrhundert, als Kaiser Nikolaj I. das Regiment führte, war die Entwicklung der Beziehungen zwischen Deutschland und Russland besonders stark ausgeprägt. (Кебриков 2016).

Das Erlernen der deutschen Sprache, das Begreifen solcher philosophischen Strömungen wie des „Deutschen Idealismus“, den die Deutschen nach Jaroslawl mitbrachten, bestimmte die zukünftige kulturelle Entwicklung meiner Heimatstadt. Heute werden jährlich die „Tage der deutschen Sprache und Kultur“ in Jaroslawl durchgeführt, wo sich alle, die sich für die deutsche Sprache und Kultur interessieren, nach allen Themen der deutschen Kultur bei den Germanisten und Historikern erkundigen können. Die feste Partnerschaft Jaroslawls mit den deutschen Städten Kassel und Hanau ermöglicht es, dass russische Schüler und Studenten am Schüleraustausch teilnehmen können.

Ich bin der Auffassung, dass die Partnerschaft Jaroslawls mit den deutschen Städten im Laufe vieler Jahre dazu beigetragen hat, dass das Kulturerbe dieses Landes in meiner

Heimatstadt bis heute präsent ist. In fast allen Bereichen des Lebens spiegelt sich die deutsche Kultur wider, worauf die Jaroslawler sehr stolz sind. Das kann ich an meinem persönlichen Beispiel bestätigen.

Literaturverzeichnis

КЕБРИКОВ, МИХАИЛ (2016): *Вклад немцев в развитие культуры и образования в провинции (на примере Ярославля)* [Der Beitrag der Deutschen in die Entwicklung einer Kultur sowie in die Bildung einer Provinz (am Beispiel von Jaroslawl)]: https://www.academia.edu/33302399/Вклад_немцев_в_развитие_культуры_и_образования_в_провинции_на_примере_Ярославля_ (17.09.2017).

Leticia Szijarto

Wandlungen ungarndeutscher Identität in Ratka, Karlsdorf und Trautsondorf

Die Forschung erwuchs aus einem Projektseminar an der Universität Miskolc, wobei ich in einer Gruppe mit einer Dozentin und mit zwei Studentinnen zusammenarbeitete. Der Titel des Projektes lautete *Ratka: Wandlungen ungarndeutscher Identität in 260 Jahren*. Wir beschäftigten uns mit den Ungarndeutschen in dem kleinen Dorf Ratka. Im Vergleich zu den ungarndeutschen Siedlungen in Transdanubien und der Donau entlang, gibt es zur Kultur und Geschichte dieser Siedlungen im Nordost-Ungarn wesentlich weniger Forschungen und Fachliteratur. Aus diesem Grund fokussierte sich unsere Arbeit auf diese Region. Die ersten Ergebnisse des Projektes präsentierten wir gemeinsam auf einer internationalen Konferenz, der 25. GeSuS-Fachtagung in Miskolc (11.05.-13.05.2017). Meine Arbeit gilt als direkte Fortsetzung des Projektes, indem ich die anderen zwei ungarndeutschen Siedlungen untersuche, nämlich Karlsdorf und Trautsondorf.

Die zentrale Forschungsfrage ist, ob das deutsche kulturelle Erbe in diesen Siedlungen auch heute noch präsent ist. Wenn ja, in welcher Form kann man es antreffen; welches materielle und kulturelle Erbe haben die Deutschen den späteren Generationen hinterlassen und wie konnten sie ihre Identität bewahren? Das Ziel ist, nach der Untersuchung der Fachliteratur in der Praxis zu erfahren, in welchem Maße die ungarndeutsche Identität in Ratka, Karlsdorf und Trautsondorf erhalten blieb, welche Trachten noch getragen und welche Traditionen noch heute gepflegt werden, ob es noch Sprecherinnen und Sprecher der örtlichen Mundart gibt.

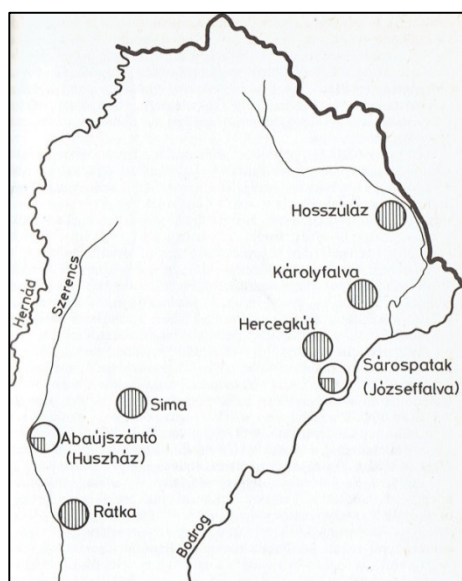


Abbildung 1: Deutsche Siedlungen im Zempliner-Gebirge (18.-19. Jahrhundert) in: FRISNYÁK (1991:33)

Wenn man sich mit der Identitätsfrage der Ungarndeutschen beschäftigt, ist die erste wichtige Frage, was die Identität eigentlich ausmacht, was man unter Identität versteht. Es gibt natürlich eine Menge von Definitionen und ihr Verständnis hängt davon ab, in welchem Sinne man das Wort verwendet. Nach ERIKSON (1964:87) besteht „das Kernproblem der Identität in der Fähigkeit des Ichs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten.“ Er definiert das Wort als ein Grundgefühl: „Das Gefühl der Ich-Identität ist [...] das angesammelte Vertrauen darauf, daß der Einheitlichkeit und Kontinuität, die man in den Augen anderer hat, eine Fähigkeit entspricht, eine innere Einheitlichkeit und Kontinuität (also das Ich im Sinne der Psychologie) aufrechtzuerhalten.“ (ERIKSON 1966:107). Die Identität der Ungarndeutschen war durch äußerliche Faktoren, also durch das kulturelle und politische Geschehen in den verschiedenen Jahrzehnten und Jahrhunderten geprägt.

Die Ungarndeutschen haben eine lange Geschichte. Die Einwanderung der ersten Deutschen nach Ungarn erfolgte vor mehr als 1000 Jahren. Die ungarndeutschen Siedlungen auf Ungarns heutigem Gebiet entstanden jedoch fast ausnahmslos durch Ansiedlungen in der Mitte des 18. Jahrhunderts. So entstanden die drei Ortschaften Karlsdorf (Károlyfalva),

Trautsondorf (Hercegekút) und Ratka (Abbildung 1). Die Ansiedlerinnen und Ansiedler sind im Juli 1750 in Ratka und nahe der Grenze in Sárospatak angekommen. In Ratka (der ursprüngliche Name des Dorfes ist geblieben) haben sich 50 Leibeigenfamilien angesiedelt. An der Grenze von Sárospatak haben sich 16 Familien angesiedelt. Deren Wohnort gab Trautson János, der Vater von Herzog Vilmos, zum Gedenken seines Vaters den Namen Trautsondorf. Bereits 1907 wurde der Name des Dorfes aber in Hercegekút geändert (SPÉDER-TAKÁCS 1991:35). Das während der Trautson-Herrschaft entstandene dritte Dorf, Karlsdorf, bekam seinen Namen nach dem Sohn Wilhelm Jans, Karl. Karlsdorf entstand nicht in der gleichen Zeit wie Ratka und Trautsondorf. Die ersten Aufzeichnungen stammen aus kirchlichen Matrikeln aus dem Jahre 1752. Das Jahr 1752 kann man als Jahr der Ansiedlung betrachten, was auch der Vertrag zwischen Herzog Trautson und den Ansiedlern beweist (HAUSER 2001:33-34). Nach der Ansiedlung erhöhte sich die Einwohnerzahl in den schwäbischen Dörfern in den folgenden Jahrzehnten. 1774 betrug die Einwohnerzahl in Ratka nach der Volkszählung ca. 300, was ca. 60 Familien ausmachte (SPÉDER-TAKÁCS 1991:37-38). Nach der Volkszählung zwischen 1784-87 lebten in Ratka 549, in Trautsondorf 431, in Karlsdorf 232 Einwohner (TAMÁS 2010b:171). Am Anfang des 20. Jahrhunderts stieg die Einwohnerzahl in den schwäbischen Dörfern noch weiter an (VARGA 1970) (Abbildung 2).

Jahr	Ratka	Trautsondorf	Karlsdorf
1900	949	899	459
1930	1115	1103	541
1941	1189	1123	624

Abbildung 2: Entwicklung der Einwohnerzahl in Ratka, Trautsondorf, Karlsdorf

Nach einer allgemein akzeptierten Annahme seien die im 18. Jahrhundert im Gebiet Hegyalja angesiedelten Deutschen Schwaben gewesen. Alle Ansiedlerinnen und Ansiedler, die während dieser Zeit aus Deutschland kamen nennt man Schwaben, obwohl nicht alle aus schwäbischen Gebieten stammten. Der Grund dafür ist, dass die Mehrheit der Ansiedelnden aus schwäbischen Gebieten wie Hessen, Württemberg, Schwarzwald und der Umgebung vom Bodensee stammte. Die Ungarndeutschen in Ratka, Trautsondorf und Karlsdorf sahen sich auch selbst als Schwaben. Es gibt leider keinen Beweis, ob sie wirklich aus diesen Gebieten stammten (VERES). Die Ungarndeutschen in der Umgebung von Tokaj-Hegyalja äußerten sich in den verschiedenen Jahrzehnten anders über ihre Identität. 1880 bekannten sich 325 Personen in Karlsdorf als Deutsche und 65 Personen als Ungarn. Demgegenüber hat die Mehrheit der Ratkaer und Karlsdorfer die ungarische Nationalitätzugehörigkeit angegeben. 1910 sahen sich nur sechs Personen als Deutsche, in Trautsondorf nur eine Person und in Ratka niemand. Nach den späteren Volkszählungen zählten die Ratkaer und Trautsondorfer zu den Ungarn, nur in Karlsdorf behielten die Ungarndeutschen ihre deutsche Abstammung. Warum hat die Mehrheit von ihnen ihre Abstammung verschwiegen? Auf diese Frage kann man leider nicht genau antworten, weil ihre Gründe bis heute nicht geklärt sind. Es besteht kein Zweifel, dass vom Ende des 19. Jahrhunderts an eine bewusste Politik der „Ungarisierung“ stattfand. Die offizielle Amtssprache war Ungarisch, der Unterricht in den Schulen fand auch auf Ungarisch statt (KLINGER 1983).

Eine Landkarte zur Sprachenzählung aus dem Jahre 1890 markiert Ratka mit 70-90% deutschsprachiger Muttersprachlerinnen und -sprachler. (Abbildung 3) 40 Jahre später allerdings verschwinden sowohl Ratka als auch die anderen beiden Zempliner ungarndeutschen Dörfer von der Landkarte der sich zu Deutsch als Muttersprache



Abbildung 3: Muttersprachlerinnen und -sprachler in Ratka 1890

Bekennenden. (Abbildung 4) Der Grund dafür mag darin gelegen haben – wie das EDIT TAMÁS (2010) beschreibt –, dass die Ungarndeutschen dem Wunsch der ungarischen Ämter

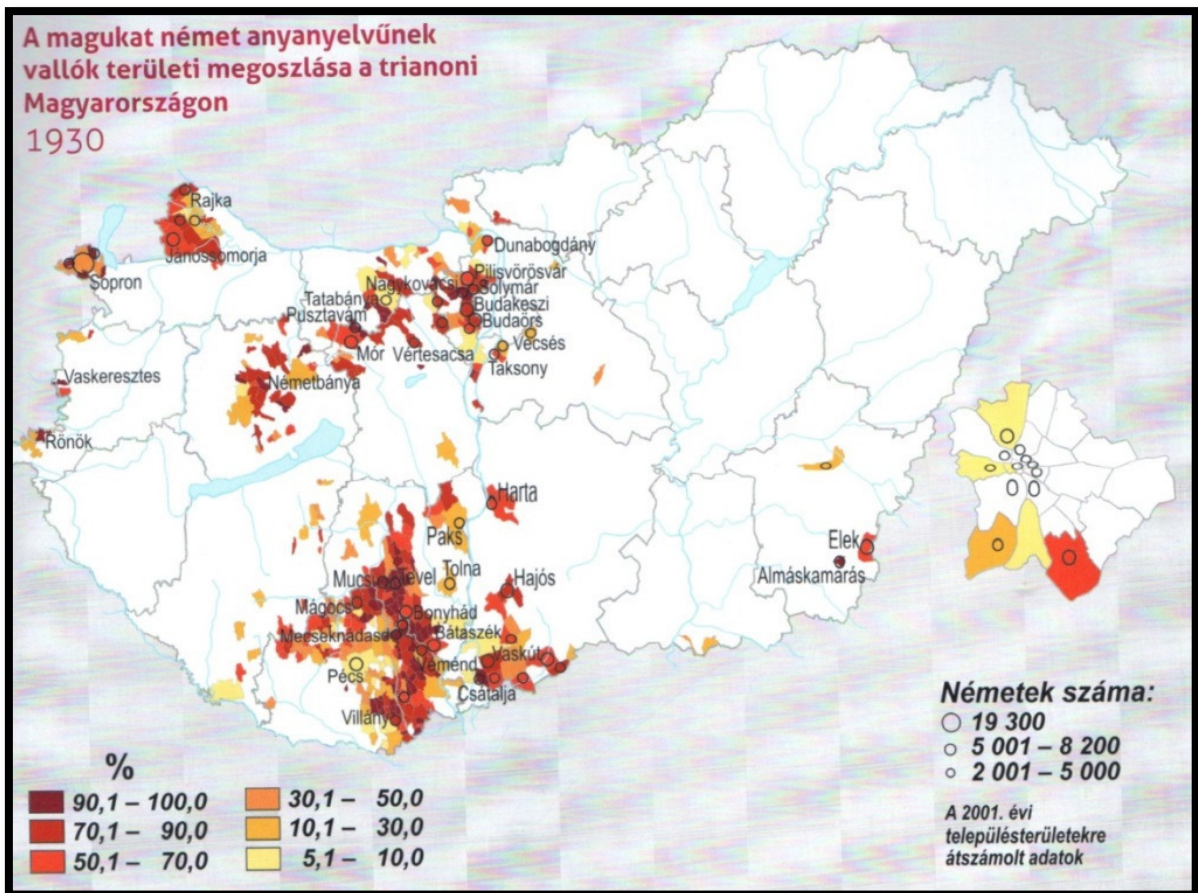


Abbildung 4: Muttersprachlerinnen und -sprachler in Ratka 1930

nachgaben und sich nach der Jahrhundertwende als Ungarn registrieren ließen. Da in Ratka jedoch auch heute noch etwa 150 Leute im Alter zwischen 70-90 Jahren das Schwäbische als Muttersprache sprechen ist eher zu vermuten, dass das Aussterben der Muttersprache erst nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzte, wegen der u. a. gegen die Ungarndeutschen gerichteten Retorsionen. Viele Ungarndeutsche verzichteten deshalb darauf, ihren Kindern das Schwäbische beizubringen. Auch im Gespräch mit den alten Damen im Altersheim in Ratka haben sie mehrmals betont, dass sie wegen ihres Deutschtums viel gelitten hätten.

Nach langem friedlichem Zusammenleben begann in der Mitte der 1930er-Jahre die Verschärfung der Konflikte zwischen den Ungarn und den Deutschen. Grund dafür war vor allem die Machtergreifung Hitlers. In Ungarn fand er in den Ungarndeutschen auch Vertreter seiner Politik und seines Antisemitismus (BIBÓ 1995:310-320).

In allen drei Dörfern schlug sich der Zweite Weltkrieg grausam nieder. Es wurde im Herbst 1944 offensichtlich, dass Deutschland den Zweiten Weltkrieg verlieren würde. Viele Ungarndeutsche wurden anschließend von sowjetischen Soldaten ohne Rücksicht auf Geschlecht, Alter und physischen Zustand zur Zwangsarbeit nach Russland verschleppt. Nur aus dem Grund, dass ihre Vorfahren Deutsche waren und die Mehrheit von ihnen deutsch klingende Namen hatte. Es gab Angehörige, die erst nach mehreren Jahren nach Hause zurückkehren konnten. Aber es gab auch viele Menschen, die nie nach Hause kamen. Die Rückkehrenden sprachen jahrelang nicht von ihrem Schmerz und der Demütigung, weil sie nicht sprechen durften. Nach der Rückkehr fingen sie an, ihr Leben wieder aufzubauen und Familien zu gründen. In den Jahren 1948 und 1949 gab es so viele Hochzeiten in der Geschichte von Ratka wie in keinem anderen Jahr des 20. Jahrhunderts. 1949 wurden im Dorf 40-50 Kinder geboren, die als Muttersprache jedoch nicht mehr das Schwäbische, sondern das Ungarische erlernten. Nach der Beschreibung von KÁROLY MANHERZ ist die gesamte sozialistische Periode ab den 1940er-Jahren – von 1949 bis 1989 – daher vom Verlust ungarndeutscher Identität und der Entwicklung neuer Identitätsformen geprägt. Die Assimilation schritt infolge politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Umwälzungen weiter fort. Das Ungarische wurde zur Standardsprache (MANHERZ 1998). Von daher gesehen kommt es einem Wunder gleich, dass es in Ratka noch so viele Sprecherinnen und Sprecher gibt. Das wurde zum Teil dadurch gefördert, dass diese drei nahe beieinander liegenden deutschen Dörfer bis in die 1960er- und 1970er-Jahre hinein untereinander heirateten. Das bildete die Grundlage für die Bewahrung deutscher bzw. für die Bildung ungarndeutscher Identität über mehr als zwei Jahrhunderte. In diesen Dörfern leben aber auch heute noch Schwaben, je nach Generation mit unterschiedlicher Einstellung zu ihrer Identität.

Die ungarndeutsche Identität ist trotz dieser grausamen Jahrzehnte noch lebendig. Das beweisen die auch noch heute gepflegten deutschen Traditionen in diesen Dörfern. Rátka hat zurzeit ca. 900 Einwohner, davon sprechen ca. 150 Menschen (in erster Linie die ältere Generation) den schwäbischen Dialekt. Die deutschen und ungarischen Wörter und Präfixe mischen sich in ihrem Gespräch, so kann man es als eine hybride Sprache bezeichnen (FRISNYÁK 1991). Laut der stellvertretenden Direktorin der Nationalitätenschule Jánosné Prunyi benutzt die jüngere Generation (unter 40 Jahren) im Alltag das Ungarische. Sie lernen das Deutsche nur als Fremdsprache in der Schule oder gar nicht. Das Schwäbische verstehen und sprechen sie nicht. Im pädagogischen Programm der Schule kann man lesen, dass die Schüler in einer Stunde pro Woche Heimatkunde lernen. Außerdem bilden sie eine Tanzgruppe und einen Chor, in dem sie deutsche Lieder singen. Sie machen Ausflüge in die Gebiete, wo Ungarndeutsche leben, und sie besuchen die Theateraufführungen der Deutschen Bühne. Die

Schuldirektion hält den Kontakt mit der *Neuen Zeitung* und anderen deutschen Nationalitätenschulen.

In Karlsdorf sprechen leider nur wenige die deutsche Sprache. Um die Tradition dieser Sprache zu pflegen, wurde 2001 im Kindergarten die ethnische Erziehung eingeführt, darunter auch der Deutschunterricht (HAUSER 2001). In Trautsondorf spricht nur die ältere Generation den schwäbischen Dialekt. Vor mehr als 20 Jahren begann aber wieder der Deutschunterricht sowohl im Kindergarten, als auch in der Grundschule (TAMÁS 2011). Laut der Volkszählung haben sich im Jahre 2001 in Trautsondorf 47% der Einwohnerinnen und Einwohner als Angehörige der deutschen Minderheit registrieren lassen. Die gesamte Einwohnerzahl betrug ca. 600. Aus den Daten geht aber nicht hervor, wie viele noch Schwäbisch oder Deutsch sprechen (NÉPSZÁMLÁLÁS 2001).

Ein Grundbaustein der Identität ist nicht nur die Sprache, sondern auch die materielle Kultur: Baudenkmäler, Arte- und Mentefakte. Alltagskultur und Gastronomie prägen die Identität mit. Wenn man das materielle Erbe in Ratka betrachtet wird man schnell gewahr, dass es in dem Dorf leider wenige alte schwäbische Häuser gibt. Die meisten wurden umgebaut oder gar abgerissen, um neuen moderneren Gebäuden Platz zu machen. Der Grund dafür kann sein, dass die Ersetzung dieser Gebäude durch Neue den Fortschritt symbolisiert hat. Nur eine Handvoll Bauten sind erhalten geblieben, darunter das renovierte Heimatmuseum. Hier kann man besichtigen, welches materielle Erbe die Schwaben den späteren Generationen hinterlassen haben. Im kulturellen Leben spielen die schwäbischen Traditionen eine wichtige Rolle. Es sind Stücke aus der Originaltracht erhalten geblieben, nach deren Vorbild z. B. die Tracht für die Tanzgruppe der Schule angefertigt wurde. Der *Schwarzwaldverein* widmet sich auch der Pflege der Tracht und der schwäbischen Tänze. Sie tragen die typische schwäbische Volkstracht während dieser Programme. Das Dorf hat zwei große Veranstaltungen: im Mai das *Gefüllte-Kraut-Festival*, im September die *Trachtentage*. In beiden spielt der Verein eine große Rolle, nämlich in der Organisation und in der Veranstaltung. Auf dem Festival wetteifern die Jugendlichen mit den Älteren beim Krautkochen, wobei sie natürlich traditionellen schwäbischen Rezepturen folgen.

Karlsdorf ist heutzutage ein Teil der Stadt Sátoraljaújhely und hat eine eigene deutsche Selbstverwaltung. Ihre Ziele sind die Wiederbelebung der deutschen Kultur durch die Tätigkeiten der Tanz- und Gesangsgruppe, die Organisation von verschiedenen Veranstaltungen und Ausstellungen und die Förderung des Deutschunterrichts. In Karlsdorf werden die alten schwäbischen Gegenstände im Heimatmuseum geschützt. Das Dorf hat zurzeit drei Tanzgruppen und jedes Jahr findet hier das Nationalitäten-Tanzfestival statt. Die Vertreterinnen und Vertreter der deutschen Identität in Trautsondorf sind der Freundschaft-Gesangsverein und der Heimat-Tanzgruppeverein. Jeden Monat erscheint seit 2000 eine Zeitung über die Nachrichten von Trautsondorf. Ein wichtiger Teil der Zeitung ist die Herkunftsforschung. Anhand der verschiedenen Stammbäume aus dem Dorf kann man die sprachlichen Besonderheiten in den Namen betrachten, nämlich welche Vor- und Nachnamen noch erhalten geblieben sind oder wie sie sich gewandelt haben. Beispiele sind Narr/Naár, Burgert, Stumpf, Schmied, Lauber, Winkler usw. Diese Forschungen sind typisch in Ratka und Karlsdorf, wo auch diese Namen charakteristisch sind.

In den drei Dörfern kann man auch heute bemerken, wie die Ungarndeutschen ihre Identität bewahren. Das materielle Erbe ist ein wichtiger Faktor. Typische schwäbische Häuser können wir heutzutage hier leider nicht mehr sehen, aber einige Motive sind noch erhalten. Daneben sind im Heimatmuseum noch typische Gegenstände aufbewahrt. Zum kulturellen Erbe gehören die vielfältigen Programme, Festivals, Veranstaltungen und die verschiedenen Gesangs- und Tanzgruppen sowie die typischen Speisen und ihre Rezepte. In den Dörfern

können wir noch ältere Menschen finden, die Schwäbisch sprechen oder kennen. Die außersprachlichen Faktoren von Identitätsbildung werden hoffentlich noch lange für die Bewahrung der ungarndeutschen Identität der Bewohnerinnen und Bewohner dieser drei Dörfer sorgen. Auf die Wiederbelebung der lokalen Sprachvarietät scheint kaum Hoffnung zu bestehen, deshalb muss sie dringend aufgezeichnet werden. Obwohl diese Sprache in ihrer originalen alten schwäbischen Form verloren gehen wird, bleibt zu hoffen, dass das kulturelle Erbe noch erhalten bleibt.

Literaturverzeichnis

BIBÓ ISTVÁN (1995): *Életút Dokumentumokban* [Lebenswege in Dokumenten]. Budapest.

ERIKSON, E. H. (1964): *Einsicht und Verantwortung*. Stuttgart.

-(1966): *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt.

FRISNYÁK, SÁNDOR (1991): *Rátka, Egy német falu Tokaj-Hegyalján* [Rátka, ein ungarndeutsches Dorf in Tokaj-Hegyalja]. Rátka.

HAUSER, ZOLTÁN (2001): *Carolfalva – Karlsdorf – Károlyfalva*. Károlyfalva.

Karlsdorf. <http://karolyfalva.fw.hu/> (12.09.2017).

KLINGER, ANDRÁS (1983): *A népmozgalom adatai Magyarországon 1828-1900* [Die Angaben der Volksbewegung zwischen 1828-1900]. Budapest.

MANHERZ, KÁROLY (1998): *A magyarországi németek* [Die Ungarndeutschen]. Győr.

Population Census 2011: <http://www.ksh.hu/nepszamlalas/?lang=en> (03.11.2017).

SPÉDER, ANTAL; TAKÁCS, PÉTER (1991): *Rátka történelme és társadalma a betelepüléstől a II. világháborúig* [Die Geschichte und die Gesellschaft von Rátka zwischen der Ansiedlung und dem zweiten Weltkrieg]. In: *Frisnyák* (1991), S. 27-75.

TAMÁS, EDIT (2010): *Hercegekút* [Trautsondorf]. Hercegekút.

-(2011): *Adalékok Trautsonfalva/Hercegekút két és fél évszázados történetéhez* [Beiträge zur die Geschichte von Trautsondorf]. Herman Ottó Évkönyv L. Miskolc.

VARGA, GÁBORNÉ (1970): *Borsod-Abaúj-Zemplén megye története és legújabb kori adattára* [Dateiverzeichnis und die Geschichte des Komitats Borsod-Abauj-Zemplin]. Miskolc.

VERES, LÁSZLÓ: *Tokaj-Hegyalja sváb települései* [Deutsche Siedlungen in Tokaj-Hegyalja]: http://hagyományok.hu/sites/default/files/TOKAJ-HEGYALJA%20SV%C3%81B%20TELEP%C3%9CL%C3%89SEI_Veres_L%C3%A1szl%C3%B3.pdf (10.09.2017).

Quellen der Abbildungen

Abbildung 1:

FRISNYÁK, SÁNDOR (1991): Rátka, Egy német falu Tokaj-Hegyalján [Rátka, ein ungarndeutsches Dorf in Tokaj-Hegyalja]. Rátka.

Abbildung 3:

https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Ethnic_Germans_in_Hungary_and_parts_of_adjacent_Austrian_territories.JPG (15.08.2017).

Abbildung 4:

<https://elekfoto.com/2012/11/13/ket-terkep-a-magyarorszagi-nemetekrol/> (15.08.2017).

Monika Traubová

Die Farbenlehre Johann Wolfgang von Goethes in der tschechischen Wahrnehmung

Farbe ist ein Phänomen, das die Menschheit schon von alters her beschäftigt. Unterschiedliche farbige Spuren am Himmel oder auch in der Natur allgemein erwecken Neugier und Interesse und ebenfalls die scheinbar unerklärliche Frage, wie solche farbigen Erscheinungen eigentlich entstehen können. Darüber hinaus gab es in der Geschichte viele Persönlichkeiten, die sich mit diesem Phänomen auch theoretisch auseinandersetzten und probierten, Farbe als Element zu beschreiben und ihre Theorie für sich selbst und andere verständlich festzuhalten. Dafür entwickelten sie mehrere Modelle, in denen die Farberscheinungen klar und sichtbar beschrieben wurden.

Zu solchen Denkern gehörten die altgriechischen Philosophen Platon und Aristoteles¹, Scholastiker wie Robert Grosseteste² und Künstler wie Leonardo da Vinci. Die wichtigste und bekannteste Person, die sich mit der Farbe beschäftigte, war der englische Physiker Isaac Newton (1643-1727). Anhand seiner Forschung³ stellte er fest, dass Farbenentstehung eine reine Optikerscheinung sei: dass ihre ganze Magie „nur“ bei der Brechung des Sonnenlichts entstehe, denn alle Farben seien im weißen Sonnenlicht enthalten und würden bei seiner Brechung sichtbar. Dies sei anhand unterschiedlicher Brechungsgrade der einzelnen Farben möglich und erklärbar.

Diese Erklärung focht 100 Jahre später Johann Wolfgang von Goethe an. Der bekannte Literat arbeitete nämlich nicht nur an den schönen Schriften, die allgemein bekannt sind, er war auch als Naturwissenschaftler tätig. Ein Naturwissenschaftler mit einem besonderen Blick: Er wollte keine neuen Entdeckungen ans Licht bringen, sondern die schon entdeckten Geheimnisse der Natur wieder anschauen, mit anderen Augen noch einmal entdecken, anders als es vor ihm gemacht wurde. Dieser „wissenschaftliche Stil“ bekam später auch seinen eigenen Namen: „Goetheanismus“.⁴

Goethe beschäftigte sich während seiner wissenschaftlichen Tätigkeit mit unterschiedlichen Bereichen: mit Pflanzen, Steinen oder Knochen. Sein gesellschaftlicher Beitrag im Feld der Kunstgeschichte war seine Farbenlehre. Inspiration dafür kam bei seiner italienischen Reise: Er beobachtete dortige Maler bei ihrer Schöpfung und stellte fest, dass sich bei unterschiedlichen Tageszeiten nicht nur die Farbe des Himmels verändert, sondern auch die ganze Landschaft. Damit hing auch der Fakt zusammen, dass die gleichen Bilder zu unterschiedlichen Tageszeiten farblich anders waren (MAUL / GIERSCHE 2015:6) und, was Goethe schätzte, auf ihn auch unterschiedlich wirkten. Gerade diese subjektive Wirkung war das, was ihn interessierte und er fing an zu forschen. Dabei führten ihn die theoretischen Schriften zu Newtons rein physikalischer Erklärung der Farbe. Er führte deswegen Newtons Experiment durch. Das brachte ihm jedoch andere Ergebnisse. Er betrachtete, ebenso wie Newton, sein

¹ Sie sahen Farbe eher als ein Element an; neben den anderen vier Elementen Feuer, Wasser, Luft und Erde.

² Robert Grosseteste (1175-1253), der erste Kanzler der Universität Oxford, der ebenfalls als Übersetzer für Aristoteles' Schriften ins Englische tätig war.

³ NEWTON ging von seinen Berechnungen sowie von einem einzigen Experiment namens „Grundexperiment“ aus. Für die Überprüfung dieser Ergebnisse führte er später noch ein Gegenexperiment genannt „experimentum crucis“ durch.

⁴ Die dabei entstandenen Ergebnisse werden gerne auch heute im anthroposophischen Umfeld benutzt.

Zimmer durch ein Prisma aus Glas. Er merkte aber, dass nicht beim Anschauen einer weißen Wand, sondern beim Blick an die Ränder des Mobiliars oder an den Übergängen zwischen hellen und dunklen Teilen Farbsäume entstehen. Seiner eigenen Beobachtung nach entstanden also Farben an der Grenze zwischen Hell und Dunkel, zwischen Licht und Finsternis.

Dieses Erlebnis inspirierte Goethe zu weiterer Forschung. Er setzte sich mit diesem Thema in größerem Maße auseinander und schuf sein erstes Werk über Farbe *Beiträge über Optik*⁵, was eher als eine Einleitung für Leser zur eigenen Durchführung von Experimenten gestaltet wurde. Dazu wurden mehrere Tafeln mit unterschiedlichen graphischen Mustern beigelegt, an denen der Leser mithilfe eines Prismas die entstehenden farbigen Spuren beobachten konnte. Aber nicht nur die eigene Forschung und etwas wie der Anreiz für Zuschauer zu ähnlichen Beobachtungen waren für Goethe wichtig, sondern auch die sehr stark negative Reaktion auf Newton.⁶ Goethes Gedanken traten in Widerspruch mit den Gedanken Newtons⁷, sein Fazit konnte man auf folgende Weise zusammenfassen: „Licht ist unteilbar, es besteht nicht aus verschiedenen Farbstrahlen, sondern Farben entstehen nur dort, wo Hell und Dunkel aufeinandertreffen.“ (LOHRI / SEEBOTH 2011:10)

Aus der Beobachtung entwickelte Goethe später einen Farbkreis, in dem die Farbenordnung und die damit zusammenhängenden Aspekte wie Polarität, Steigerung und Harmonie der Farben sichtbar dargestellt waren. Im Unterschied zu Newton, der einen sehr ähnlichen Kreis konstruierte⁸, waren in Goethes aquarelliertem Kreis auch die Farbübergänge zu sehen. Die Anzahl der Werke mit dem Farbethema wuchs. Zu nennen sind u. a. die Niederschrift *Versuch die Elemente der Farbe zu entdecken*, die Tabelle *Symbolische Annäherung an den Magneten*, der aus der Zusammenarbeit mit Friedrich Schiller entstandene Diskurs *Temperamentenrose* sowie die Schriften *Beiträge zur Optik*, erster und zweiter Teil/Band. 1810 erschien das Hauptwerk *Zur Farbenlehre*. Es wurde in mehrere Teile untergliedert, in denen verschiedene Aspekte der Farbenlehre besprochen wurden: in einen historischen⁹, einen didaktischen¹⁰ und einen polemischen¹¹ Teil. Des Weiteren beschäftigte sich Goethe auch mit der eigenen Wahrnehmung. Er begriff die Farbe als „ein der sinnlichen Naturwahrnehmung des Menschen zugehörendes Phänomen“ (MAUL / GIERSCH 2015:5), als Verbindung zwischen der subjektiven und ästhetischen Funktion¹² und wissenschaftlicher Analyse.

In dem letzten Abschnitt des didaktischen Teils beschreibt Goethe diese Wirkung sehr ausführlich, ergänzt um seine eigenen Beispiele der Wirkung der Farben auf einen Menschen: bei der Beschreibung unterschiedlicher Kleidungsstücke oder des Einflusses farbiger Wände

⁵ Das erste Werk Goethes, in dem ein physikalisches Thema präsentiert wird. Herausgegeben im Jahre 1790.

⁶ In der Literatur ebenfalls als „möglicher wissenschaftlicher Irrtum Newtons“ bezeichnet. In: Maul / Giersch (2015:7).

⁷ Im Gegensatz dazu diente Newtons Forschung ebenfalls als Inspiration für Goethe, z. B. beim Bau des sog. Wasserprismas, bei dem sich Goethe sichtbar von Newtons Forschungsutensilien inspirieren ließ. In: ebd. (2015:8).

⁸ Und zwar einen schwarz-weißen Kreis mit den geschriebenen Namen der dazugehörigen Farben.

⁹ Entwicklung der Farbenlehre; Charakteristik von Persönlichkeiten, die sich mit Farbe vor Goethe beschäftigten und Goethes subjektive Bewertung ihrer Entdeckungen.

¹⁰ Anstatt einer theoretischen Schrift eher eine Aneinanderreihung von beschriebenen Experimenten.

¹¹ Direkte Reaktion auf Newton, Goethes Kommentare zu dessen Entdeckungen.

¹² Passend zu einem Literaten.

auf einen Menschen. Dies ist auch in anderen Bereichen von Goethes Leben sichtbar: Nach wie vor stellt sich die Frage, ob die spezifische Beschreibung der Kleidungsstücke der Hauptfigur in seinem Werk *Die Leiden des jungen Werthers* auch eine versteckte Bedeutung beinhalten. Ebenso kann man in Goethes Haus in Weimar sein Bewusstsein um die unterschiedliche Kraft der eigenen Gefühle beim Anschauen von Farben bemerken: Er ließ sich in diesem Haus jedes Zimmer mit einer anderen Farbe streichen, um den gewünschten Effekt zu erzielen: eine eher ruhige Atmosphäre in seinem Arbeitszimmer oder nettes willkommen heißen im Gästezimmer.

Es stellt sich aber noch folgende Frage: Wie wird Goethes Farbenlehre heute wahrgenommen? Und wie wird sie in anderen Ländern angesehen? Und gab es eigentlich auch schon zu Goethes Zeiten bestimmte „internationale Einflüsse“? Wie schon erwähnt sah der Autor die 2000seitige Farbenlehre als sein wichtigstes Werk¹³ an. Gleichzeitig ist sie als kritische Reaktion eines Künstlers auf einen weltbekannten und anerkannten Wissenschaftler zu betrachten, der der Meinung gewesen ist, dass Farbe etwas Physikalisches sei. Goethe hatte seinen eigenen Blick und obwohl ihm klar sein konnte, dass ein Wissenschaftler Gründe für seine These hatte, stellte er seine Erklärung als die wichtigere dar. Noch dazu zeigte sich später, dass Goethes Idee eine Täuschung war, dass seine Theorie zwar interessant, aber falsch war. Und genauso wird sie heute auch angesehen: als eine interessante und sehr umstrittene kunstgeschichtliche Theorie, von der aber viele wissen, dass sie ohne richtige oder gültige Ergebnisse ist. Wichtiger scheint eher der Aspekt der persönlichen Wahrnehmung oder genauer gesagt, der Wirkung der Farben auf den Menschen, mit dem sich vor Goethe so intensiv noch niemand beschäftigte.

Genauso ist es auch in Tschechien, einem der ostmitteleuropäischen Länder. Obwohl Goethes Person hier als stark literarisch wahrgenommen wird, ist seine naturwissenschaftliche Forschung in diesem Land nicht ganz unbekannt. Das hängt mit der Verbindung von Goethes Persönlichkeit und diesem Land, seinen mehrmaligen Aufenthalten im böhmischen Bäderdreieck und der damit verbundenen Faszination über dortige Steine zusammen. Interessant ist aber, dass Goethes Farbenlehre nur in einer tschechischen Übersetzung herausgegeben wurde, im esoterisch-philosophischen Verlag *Fabula* mit dem Titel *Sinnlich-sittliche Wirkung der Farben*¹⁴, d. h. nur ein Abschnitt des didaktischen Teils des Werks *Zur Farbenlehre*. Übersetzt wurde es von Jan Dostál, einer Persönlichkeit der tschechischen Anthroposophie. Das zeigt gewissermaßen die Verbindung von Goethes Farbenlehre zu Rudolf Steiner und seinen Ansichten, oder breiter gesehen, zur anthroposophischen Tradition.

Ebenfalls zeigt sich Goethes Farbenlehre als ein passender „Expertentipp“ für den allgemeinen Umgang mit Farbe für Laien. In den Frauenzeitschriften wird Goethe oft bei Artikeln um das Thema „Farbe und ihre Wirkung“ genannt. Oft handelt es sich dabei gerade um eine Auswahl der Kleidungsstücke oder der Wandfarbe, eigentlich genauso wie es in Goethes Werk wirklich beschrieben wird. Als Paradebeispiele kann man zwei Artikel aus der Internetversion der meistgelesenen Zeitung Tschechiens nennen: Im Artikel *Kraft der Farben: Rot erwärmt, Gelb für die Nerven und Blau beruhigt*¹⁵ werden unterschiedliche Tipps für die Verbesserung der schlechten Laune genannt: seien es farbige Strumpfhosen, farbiges Essen

¹³ „Auf alles, was ich als Poet geleistet habe, bilde ich mir gar nichts ein. Es haben treffliche Dichter mit mir gelebt, es lebten noch trefflichere vor mir, und es werden ihrer nach mir sein. Daß ich aber in meinem Jahrhundert in der schwierigen Wissenschaft der Farbenlehre der einzige bin, der das Rechte weiß, darauf tue ich mir etwas zugute, und habe daher ein Bewußtsein der Superiorität über viele.“ In: Maul / Giersch (2015:1).

¹⁴ Tschechisch: „Smyslově-morální účinek barev“.

¹⁵ In: https://ona.idnes.cz/sila-barev-cervena-zahreje-zluta-na-nervy-a-modra-utisi-pg1-/vztahy-sex.aspx?c=A100226_110937_ona_telo_jup (22.10.2017).

wie Orangen, Spinat oder Pfefferminz. Dazu werden Goethes Entdeckungen als Gründe genannt.

In einem anderen Artikel mit dem Titel *Leuchtende Farben sind kräftig. Warme satte Farben strahlen unglaubliche Energie aus*¹⁶ wird Goethe als einer der „Kolorotherapeuten“ bezeichnet und anhand seiner Theorie wird die Therapie „eines kranken Auges“ mit Farbstrahlen als möglich beschrieben. Neben dieser lustigen Wahrnehmung von Goethes Farbenbeschäftigung wird noch ein Aspekt sichtbar: die Verbindung mit Tschechien auch im Rahmen seiner Forschungszeit. Seine Faszination für die Karlsbader Gegend war für ihn prägend, wie man es in einem Brief an seinen Sohn August (vom 05.06.1808) lesen kann: „Sie kommt mir jetzt vor wie ein höchst interessantes Märchen, das man oft gehört hat, und nun wieder vernimmt. Die Verwunderung ist abgestumpft; aber man führt doch immer fort zu bewundern und man weiß nicht Recht, wie einem zu Mute ist.“ (BUSCH-SALMEN / WENZEL / BEYER / OSTERKAMP 2016:495)

Zu nennen ist z. B. ein Farberscheinungsexperiment, das Goethe am Karlsbader Glas durchführte, welches er von einem Glashändler und -maler erwarb.¹⁷ Darüber hinaus können bestimmte Zusammenhänge auch zwischen Böhmen (dem heutigen Tschechien) und der wissenschaftlichen Forschung Goethes gesehen werden, was eigentlich im Gegensatz zu der Erscheinung der Artikel für Laien, in denen Goethes Persönlichkeit auch hervortritt, stehen sollte. Es zeigt sich jedoch, dass Goethes Gedanken genauso geprägt wurden, wie es auch in solchen Artikeln zu sehen ist: nicht in Richtung Wissenschaft, sondern als Anreiz für eigenes Ausprobieren oder eigenes Nachdenken über die Wirkung der Farben und die praktische Benutzung der Ergebnisse.

Literaturverzeichnis

BUSCH-SALMEN, GABRIELE / WENZEL, MANFRED / BEYER, ANDREAS / OSTERKAMP, ERNST (Hrsg.) (2016): Goethe-Handbuch Supplemente: Band 2. Berlin.

LOHRI, ESTER / SEEBOTH, REGINA (Hrsg.) (2011): Goethes Farbenlehre. Unterrichtsmaterial. Weimar.

MAUL, GISELA / GIERSCH, ULRICH (Hrsg.) (2015): J. W. von Goethes Beiträge zur Optik und die Entwicklung der Farbenlehre. Weimar.

TRAUBOVÁ, MONIKA (2017): Johann Wolfgang von Goethes und Rudolf Steiners Farbenlehre im Vergleich. Masterarbeit. Budweis [Südböhmische Universität Budweis].

¹⁶ https://bydleni.idnes.cz/barvy-jak-barvy-funguji-barvy-v-byte-d7q-/stavba.aspx?c=A160921_111020_stavba_web (22.10.2017).

¹⁷ Dazu schrieb der Kanzler F. v. Müller am 07.06.1808 in sein Notizbuch: „Hokuspokus Goethes mit dem trüben Glas, worauf eine Schlange. ‚Das ist ein Urphänomen, das muss man nicht weiter erklären wollen.‘ Gott selbst weiß nicht mehr davon als ich.“ In: ebd.

Kurzbiografien

Martina Azaševac, geb. 1991 in Novi Sad, Bachelorstudium Germanistik an der Philosophischen Fakultät Novi Sad, Masterstudium Germanistik an der Universität Novi Sad.

Tamar Giorgobiani, geb. 1996 in Tiflis, Bachelorstudium der Internationalen Beziehungen an der Iwane Dschawachischwili Staatlichen Universität Tiflis (TSU), Austauschstudium der European Studies an der Universität Passau.

Maja Kwiecińska, geb. 1993 in Belfast, Studium der Kunstgeschichte an der Universität Breslau (Uniwersytet Wrocławski) und an der Freien Universität Berlin, zurzeit Promotionsstudium im Bereich Architektur und Städtebau im 19. und 20. Jh. an der Universität Breslau unter der Leitung der Universitätsprofessorin Dr. habil. Agnieszka Zabłocka-Kos.

Camilla Lopez, geb. 1993 in Berlin, Bachelorstudium der Slavistik mit Schwerpunkt russische Literatur- und Kulturwissenschaft sowie der Kunstgeschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, seit September 2017 Stipendiatin des Goethe Instituts in Wolgograd.

Daliborka Maldaner (ehem. Mihajlovic) geb. 01.01.1980 in Krusevac-Serbien, Promotionsstudium im Fach Kunstwissenschaft-Bildwissenschaft an der HBK Braunschweig, 2010-2011 Master Communication Arts mit Schwerpunkt Visuelle Argumentation an der HBK Braunschweig als DAAD Stipendiatin, Diplom der Hochschule für Angewandte Künste in Belgrad Serbien.

Inés Noé, geb. 1991 in Berlin, Studium der Kulturwissenschaften an der Europa-Universität Viadrina, seit 2017 Masterstudium „Literaturwissenschaft: Ästhetik – Literatur – Philosophie“.

Laura Okdaldere, geb. 1994 in Riga, Lettland. Bachelorstudium in Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft an der Akademie der Künste Lettland und an der Akademie der Bildenden Künste Wien, Masterstudium in Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Internationale Beziehungen an der Universität Lettland.

Gabriella Orosz, geb. 1995 in Miskolc, Ungarn, Lehramt für Deutsch und Englisch (im 7. Semester) an der Universität Miskolc, Ungarn.

Oksana Schakleina, geb. 1995 in Jaroslawl/Russland, Bachelorabschluss in der Germanistik und Fremdsprachendidaktik an der Staatlichen Linguistischen Universität Moskau, Auslandssemester an der Humboldt-Universität zu Berlin, Studium der Germanistik und Fremdsprachendidaktik an der Staatlichen Linguistischen Universität Moskau (Masterstudiengang 2017-2019).

Leticia Szijarto, geb. 1994 in Szikszó, Ungarn, Bachelorstudium Germanistik an der Universität Miskolc in Ungarn, Masterstudium Lehramt für Deutsch und Geschichte an der Universität Miskolc in Ungarn.

Monika Traubová, geb. 1991 in Prag, Bachelorstudium der Germanistik und Bohemistik an der Karlsuniversität Prag, Masterstudium der Tschechisch-Deutschen Arealstudien an der Südböhmischen Universität in Budweis, Auslandsjahr an der Universität Leipzig.